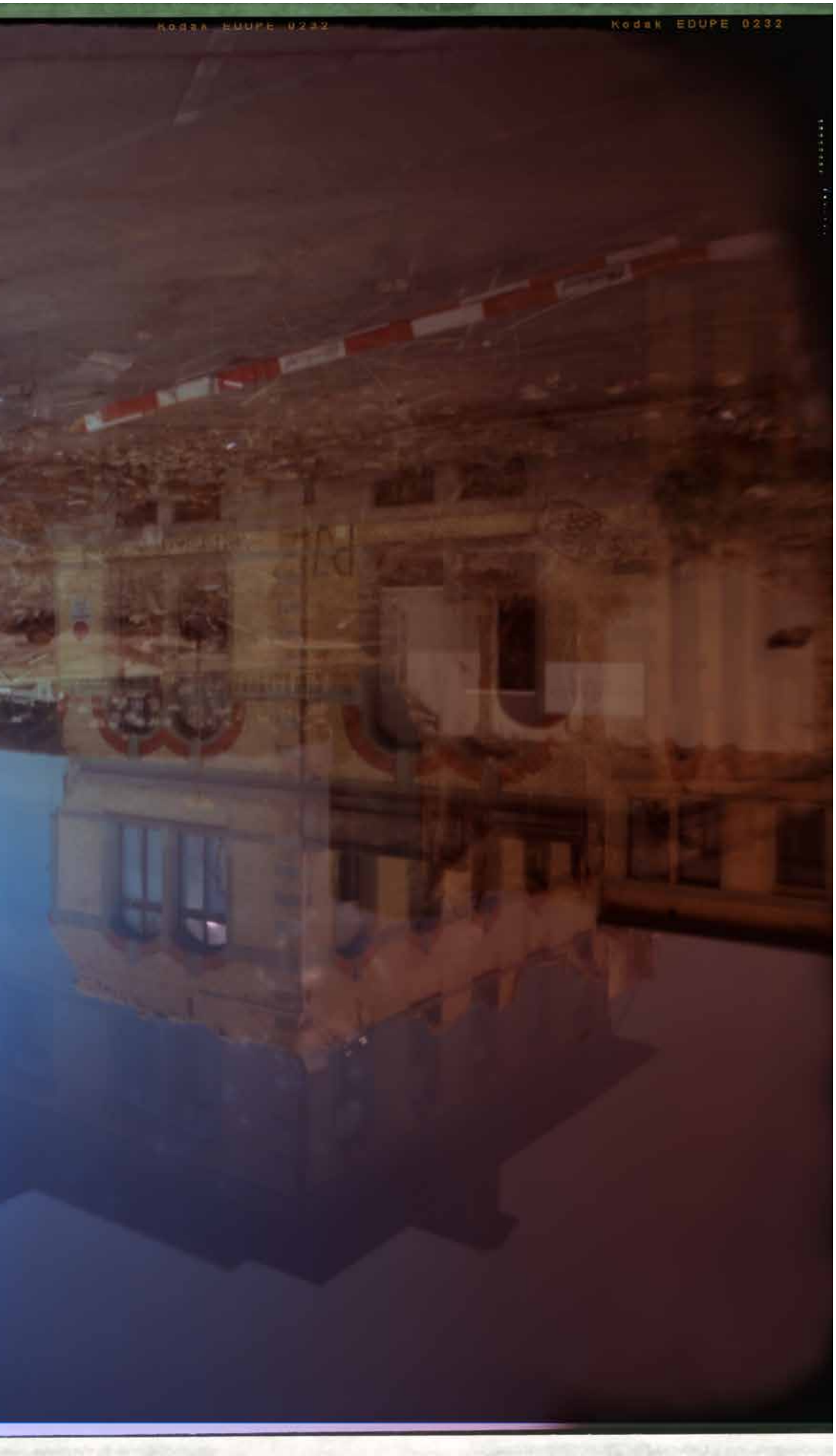
Das Kulturblatt aus
Appenzell Ausserrhoden

OBACHT KULTUR

N°20 | 2014/3

DENKMALPFLEGE

→ THOMAS STRICKER, AUFTRITT
→ MATTHIAS ZSCHOKKE, FRISCHLUFT
→ THERES SENN, BILDER
→ MARTIN BENZ, BILDER
→ AGATHE NISPLE, FENSTERBLICK
→ OLIVER MARTIN, RADAR
→ PAUL KNILL, GELI SALZMANN U.V.M.


Kodak EDUPE 0232
Kodak EDUPE 0232

3 **ZU DEN BILDERN**
von Theres Senn
und Martin Benz

4 **FÖRDEREI**
und der Kulturpreisträger 2015

11 **FENSTERBLICK**
von Agathe Nisple

12 **FRISCHLUFT**
von Matthias Zschokke

14 **THEMA**
Ein Gespräch zur Denkmalpflege

– **AUFTRITT**
von Thomas Stricker

28 **RADAR**
von Oliver Martin

29 **GEDÄCHTNIS**
Spurensuche nach Föhnsturm
Note für Note
Schicht um Schicht
Inschriften und Zeugnisse
Schutz der Kulturgüter

40 **IMPRESSUM**

VORWORT

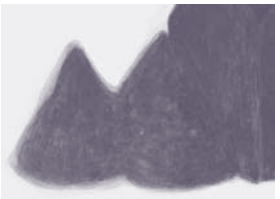
Hand aufs Herz: Haben Sie nicht auch schon die Denkmalpflege oder den Heimatschutz dafür verantwortlich gemacht, wenn es mit der Entwicklung eines Dorfes, mit dem Bau eines neuen Hauses oder dem Umbau eines historischen Gebäudes nicht nach Ihren Vorstellungen vorwärts ging? Mangels besseren Wissens über die unterschiedlichen Aufgaben und Ziele von Denkmalpflege, Heimatschutz, Kulturgüterschutz oder Archäologie und aus einem Bedürfnis nach schnellen Erklärungen oder der Benennung von Sündenböcken? Dem wollen wir entgegenwirken, indem wir Einblick geben in die Denkmalpflege und die Themen, mit denen sie sich zu beschäftigen hat. Oft wird die Denkmalpflege am Stammtisch verhandelt. Was oft nur für Fachleute klar ist, erfordert in der breiten Bevölkerung immer wieder Erklärungen. Für dieses Heft haben wir Sachverständige und Interessierte zu einem runden Tisch eingeladen. Die Früchte dieses Gesprächs sind reichhaltig: eine Auslegeordnung von differenzierten Überlegungen, ein Abwägen verschiedener Interessen, eine Reflexion über unterschiedliche Haltungen, umrahmt von Rückblicken in die Vergangenheit, aber auch Zukunftsperspektiven. Bei allen unterschiedlichen Meinungen blieben doch der Auftrag und die Bedeutung der Denkmalpflege unbestritten: Es braucht dringend eine Instanz, die dem kulturellen baulichen Erbe Sorge

trägt. Diese Haltung, so schreibt Oliver Martin, Leiter der Sektion Heimatschutz und Denkmalpflege beim Bundesamt für Kultur, deckt sich mit der Auffassung der Mehrheit der Schweizer Bevölkerung, die die Erhaltung des Kulturerbes als wichtige Aufgabe erachtet. Im Radar geht er auf aktuelle und zukünftige Herausforderungen der Denkmalpflege ein. Während Heidi Eisenhut im Gedächtnistext der Kantonsbibliothek einen Einblick in die Spurensuche und Geschichtsschreibung als Quelle des kulturellen Erbes gibt, zeigt Peter Witschi auf, was es im Staatsarchiv mit dem Kulturgüterschutz auf sich hat und was als schützenswert gilt. Auch im Roothuus Gonten lagern wichtige Kulturgüter: das Archiv des Zentrums für Appenzeller und Toggenburger Volksmusik. Das Haus selbst ist in der Reihe «Die Kunstdenkmäler der Schweiz» aufgeführt und konnte nach einer besonnenen Renovation mit neuen, starken Inhalten gefüllt werden. Ueli Vogt führt uns vor Augen, dass auch ein Abriss und Neubau für einen sorgsamen Umgang mit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stehen kann. Die Museen im Appenzellerland sind selbst oft historische Gebäude und beherbergen eine Vielzahl von bedeutenden und bedeutungsvollen Objekten. Zwei Beispiele aus Wolfhalden und Teufen zeugen von diesem Reichtum.

Im Gegensatz zu Denkmalpflege, Archäologie und Kulturgüterschutz, die als staatliche Aufgaben definiert sind und auf gesetzlichen Grundlagen basieren, ist der Heimatschutz eine Einrichtung der Zivilgesellschaft. Der Schweizer Heimatschutz ist die Dachorganisation des Vereins mit 25 kantonalen Sektionen. Eines seiner Projekte ist die Publikation «Die schönsten Hotels der Schweiz», die im Herbst 2014 in der vierten Auflage herausgekommen ist. Agathe Nisple reist diesen Hotels seit vielen Jahren nach und berichtet im Fensterblick, wie es ist, in einem Denkmal Ferien zu machen. In Frischluft entführt uns Matthias Zschokke etwas weiter in die Ferne, nach Venedig, die Stadt, in der unvergängliche Geschichte und vergängliche Schönheit in der Beständigkeit ihrer Architektur noch heute fühlbar sind.
Einiges umfangreicher als sonst ist in dieser Ausgabe die Förderei. Zum einen freuen wir uns sehr, Paul Giger als kantonalen Kulturpreisträger 2015 vorzustellen. Zum anderen berichten wir über die Betriebsbeiträge an kulturelle Institutionen für die Jahre 2015 bis 2017. Daneben stellen wir wie gewohnt die Projekte vor, denen der Regierungsrat einen Förderbeitrag zugesprochen hat, und listen alle auf, die vom Departement unterstützt wurden. Und wie immer im Herbst hat auch die Ausserrhodische Kulturstiftung ihre Werkbeiträge vergeben. An wen sie gingen, ist auch in der Förderei nachzulesen.
Und zum Schluss nochmals Hand aufs Herz: Gehören auch Sie zur Mehrheit der Menschen, die sich von Bildern mehr bewegen lässt als von Argumenten? Wir sind überzeugt, dass Sie sich der Kraft und des Farbenreichtums des Komposthaufens von Thomas Stricker in der Heftmitte nicht entziehen können und in den Bildbogen von Theres Senn und Martin Benz ungeahnte Welten entdecken.

Margrit Bürer, Leiterin Amt für Kultur
Appenzell Ausserrhoden

ZU DEN BILDERN



THERES SENN

Ohne Titel, 2014
Aquarellfarbe auf Papier, 14,8 cm x 21 cm

Theres Senn ist eine stille Künstlerin. Mit feingliedrigen Zeichnungen, mit Humor und einem lächelnden Augenzwinkern webt sie Geschichten auf doppelbödigem Hintergrund. Sie legt feine Spuren, und es sprudelt schalkhafte und zaubervolle Szenen. So konnte man ihr als Illustratorin u.a. im Saiten Magazin begegnen. Sie balanciert zwischen den Absurditäten des Alltags und Philosophisch-Hintersinnigem.

Im Denken und Sinnieren entwickeln sich die Bilder. Als taste sie sich in neues Terrain vor, entstand in den letzten zwei Jahren eine dichte Serie von kleinformatigen Aquarellen. Nebst dem Zeichnerisch-Filigranen erprobte sie für sich eine neue Technik. Aus der Unmittelbarkeit des Aquarellierens malt sie zauberhafte und faszinierende Formen, ausgeflossene Ländereien. Die Bilder erscheinen wie aus der Tiefe gehoben. Als ergründete die Künstlerin kleine geschlossene Bezirke, Inseln oder einen frisch erstandenen Kosmos.

Mit diesen Arbeiten setzt Theres Senn neue, frische Akzente in ihrem Werk. Es macht aufmerksam und neugierig, und es verleitet, mit erwartungsvoller Spannung zu beobachten, wohin die Wege führen.

Theres Senn, 1968 geboren, lebt und arbeitet in Speicher AR. an

MARTIN BENZ

Zürich, Güterbahnhof, 18. September – 26. September 2013
St. Gallen, Wassergasse, 30. März – 17. April 2009
Rückbau, analoge Langzeitbelichtungen auf Dias 4/5 und 8/10 Inch

Sie stehen neun oder zwanzig Tage oder auch drei Monate in einem Abbruchareal. Und beobachten.

Es sind einfache, selbst gebaute Lochkameras, die Martin Benz an Orten baulicher Veränderungen anbringt. Er ist fasziniert von der Direktheit des Lichteintrittes und von der damit verbundenen unmittelbaren Übertragung des Geschehens ins Bild. Film und Fotografie finden zu einer Synthese. Verschiedene Vorgänge sind in einem Bild übereinandergeschichtet. Es geht um skulpturale, auch performative Dimensionen. Technische Feineinstellungen der Lochkamera nutzt der Fotograf Martin Benz vor allem als Mittel zum Zweck. Ihn interessiert der Vorgang, den er mit dieser Verdichtung von Zeit und Handlung in einem Bild dinghaft werden lassen kann. Nicht das nostalgische Festhalten von Verschwindendem, sondern Fragen von urbanistischer und gesellschaftspolitischer Relevanz nimmt er in den Fokus. Für die Realisierung seiner Projekte steht er in Kontakt mit Bauleuten, Nutzerinnen, Bauherrschaften, Nachbarschaften.

Als er seine ersten Kameras 2009 an Balkonen und Brüstungen im Raum St. Gallen montierte, wurde gerade über den Wegweisungsartikel abgestimmt und über die Überwachung des öffentlichen Raumes diskutiert. Martin Benz entscheidet sich für das Anbringen seiner eigenen analogen Überwachungssysteme mittels Lochkamera im Wissen, dass bei dauernd geöffneter Blende am Ende alle Bewegungen verschwunden sind, dass das Bild leer ist, so wie die Städte sich mit der Überwachung entleeren, so wie bei der unendlichen Datenflut am Ende nichts mehr fassbar bleibt. Es ist dies sein eigener subversiver Kommentar zum Zeitgeschehen, zu verdrängten Lebensformen und Geschichten. Die Bauten werden Hülle, werden durchscheinend. Berge zeichnen sich dahinter ab oder die neu errichteten Prestigeobjekte, als wären sie Schatten ihrer selbst.

Martin Benz ist 1971 geboren, in Rorschach aufgewachsen und lebt in Teufen. ubs

WEB **mehr von Theres Senn und Martin Benz auf obacht.ch**

KOMPLEXE PROZESSE, DIE DAS LEBEN ZEICHNEN

ZWEI SEHR UNTERSCHIEDLICHE, DOCH GLEICHERMASSEN MUTIGE FILME, EINE KUNSTSCHAU, EINE WILD-FRAGILE PRODUKTION AUS TANZ, THEATER UND MUSIK, EIN SPEZIALISIERTER BIBLIOTHEKSBESTAND UND EIN EIGENWILLIG-BESTECHENDES KUNSTWERK ZEUGEN VOM KÖNNEN, VOM WAGEMUT UND DER WELTBEZOGENHEIT KÜNSTLERISCHEN SCHAFFENS IM APPENZELLERLAND UND ERINNERN AN DIE FRAGILITÄT MENSCHLICHEN DASEINS.

BESCHLÜSSE DES REGIERUNGSRATES, AUF EMPFEHLUNG DES KULTURRATES, VOM 11. NOV. 2014

Film «Le Soleil et les Ombres»

- Doku-Fiction-Film in Episoden von Regula Engeler und Jochen Heilek
- Produktionsbeitrag CHF 20 000
- Geplante Fertigstellung Dezember 2015

«Le Soleil et les Ombres» entsteht in enger Zusammenarbeit mit Hans Schweizer als Protagonisten. In der szenischen Sprache des Films wird das zeichnerische Werk des Künstlers eingefangen, dabei entsteht ein faszinierendes Wechselspiel, das die künstlerischen Prozesse des Suchens und Findens spiegelt. Der Künstler ist aufgefordert, über eine Auswahl von Zeichnungen in sein eigenes Arbeitsumfeld einzusteigen und darin zu agieren. Er folgt einer Einladung, verschwindet daraufhin und taucht in einer neuen Rolle (als Schwarzhändler) wieder auf. In dieser Rolle kann er als Vermittler zwischen dem Künstler und dem Zuschauenden auftreten. Er begegnet dort in halbschräger Perspektive und im fortwährenden Fluss der Erinnerung seiner eigenen Traum- und Unterwelt. Die metaphorischen Bewohner aus weiten Welten führen dabei ein Eigenleben und sind da wie im Traum. Dokumentarisch sind die den Zeichnungen entstiegenen Schauplätze, manche Bewohner, seine eigenen Gesten.

Film «I don't know»

- Dokumentarfilm von Thomas Lüchinger
- Produktionsbeitrag CHF 20 000
- Geplante Fertigstellung Dezember 2015, Kinoauswertung ab März 2016

Der Film erzählt fünf Geschichten von «Caregivern», Personen, die sich um Menschen im Sterbeprozess kümmern. Diese werden an den Orten ihres Wirkens porträtiert: in der Schweiz, Nepal, Finnland/Deutschland, den USA und Brasilien. Er geht dabei der Frage nach, wie sich Menschen in verschiedenen Kulturen um Sterbende kümmern, was ihre Motivation ist, mit welcher Haltung sie ihrer Arbeit nachgehen und was es bedeutet, jeden Tag mit dem Sterben in Berührung zu sein. Er fragt aber auch danach, was sich Sterbende in ihrer letzten Lebensphase wünschen und welche Gedanken und Gefühle sie auf ihrer Reise in den Raum des «I don't know» beschäftigen. Geplant als Essayfilm, verwebt Thomas Lüchinger die fünf Geschichten von «Caregivern» und den von ihnen betreuten Menschen im Sterbeprozess, ergänzt mit den Gefühlen als Autor, zu einem Ganzen.

Ausstellung Heimspiel 2015

→ Ausstellung in St. Gallen und Vaduz zum Kunstschaffen in den Kantonen SG, AR, AI, TG, im Fürstentum Liechtenstein und im Bundesland Vorarlberg, getragen durch die Kantone und Länder, Projektleitung Amt für Kultur St. Gallen
→ Ausstellungsbeitrag CHF 15 000; Ankaufskredit CHF 15 000
→ Ausstellungsorte und Termine: Vernissagen 10. Dezember 2015 in Vaduz und 11. Dezember 2015 in St. Gallen; Ausstellung 12. Dezember 2015 bis 21. Februar 2016 im Kunstmuseum St. Gallen, in der Kunst Halle Sankt Gallen, im nextex, im Kunstmuseum Liechtenstein und im Engländerbau in Vaduz

«Heimspiel» profiliert sich als regional verankerte, qualitativ hochstehende Kunstschau, die einen Einblick und partiellen Überblick zum aktuellen Schaffen im Bereich bildende Kunst gibt. Teilnahmeberechtigt sind Künstlerinnen und Künstler mit einem Bezug zur Ostschweiz, zum Liechtensteinischen und Vorarlbergischen. Renommiertes wie Neues, Bewährtes wie Experimentelles haben gleichermassen Platz. Die alle drei Jahre stattfindende, jurierte Ausstellung mit dem bewährten Konzept wird im Jahr 2015 leicht modifiziert durchgeführt. Die gewichtigste Änderung betrifft die Ausstellungsorte. Ausser in St. Gallen findet das Heimspiel 2015 auch in Vaduz statt. Damit und in der angedachten Erweiterung der Austragungsorte auf das Vorarlbergische in der übernächsten Ausgabe 2018 wird das «Heimspiel» zu einem in der Tat grenzüberschreitenden Projekt.

Tournee Tanz-Theater «Wildwechsel»

→ Tanzproduktion von Gisa Frank
→ Tourneebeitrag CHF 10 000
→ Tourneedaten und Veranstaltungsorte: 22./23./24. Januar 2015 Lokremise St. Gallen; 6./7. Februar 2015 Theater Phönix Steckborn

Die Tanzproduktion erzählt vom Wilden im Gebirge und in den Menschen. Über eine Videoarbeit und mehrere Performances in der Landschaft mit über achtzig Mitwirkenden entwickelte sich über drei Winter die tänzerische Arbeit für die Bühne. Wild wechseln Bilder und Assoziationen zwischen Tarzan und Höhlenmalerei, Flöhen und eleganten Pelzträgerinnen, Erscheinungen und Geschichten aus dem Gebirge.
Nach dieser längeren Erarbeitungsphase wird die Produktion, die sich zu einer Mischung aus Tanz und Aktion, Film, Musik und Gesang entwickelt hat, auf verschiedenen Bühnen unter der Beteiligung von zwölf Akteurinnen und fünf Musikern und Musikerinnen zur Aufführung gelangen. Das Stück geht dem Thema der Nähe und des Miteinanders nach. Neun Szenen führen durch Angst und Sehnsucht, wechselnde Freuden und Leiden unseres Daseins.

Datenübernahme für den Beitritt zum St. Galler Bibliotheksnetz

→ Projekt der Wyborada Frauenbibliothek und Fonothek St. Gallen
→ Projektbeitrag CHF 7000
→ Datenerfassung und Projektdurchführung April 2015 bis März 2016

Bei der Wyborada handelt es sich um eine spezialisierte Fachbibliothek, die ihren inhaltlichen Schwerpunkt auf Frauenfragen legt. Sie ist als privater Verein organisiert und arbeitet bislang selbstständig, d.h. ausserhalb bestehender bibliothekarischer Netzwerke und Verbünde. Durch die nun geplante Integration der Bibliotheksdaten in den Verbundkatalog des St. Galler Bibliotheksnetzes wird der Medienbestand einer breiten Öffentlichkeit sichtbar gemacht und die Zugänglichkeit für die Nutzerinnen und Nutzer wesentlich erleichtert. Dafür muss im Rahmen dieses Projekts die bisherige Katalogisierung der Frauenbibliothek nach den im SGBN geltenden Katalogisierungsregeln von qualifiziertem Fachpersonal vollständig neu erfasst werden.

Werk von Francisco Sierra

→ Gemälde, ohne Titel (Bon Secours), Öl auf Baumwolle, 170 x 130 cm, 2014, von Francisco Sierra
→ Ankauf CHF 21 600
→ Kantonale Kunstsammlung von Appenzell Ausserrhoden

Der in Herisau aufgewachsene und heute in Bern und Cotterd lebende Francisco Sierra (*1977) erregt seit einigen Jahren Aufsehen, sowohl in der Fachwelt als auch bei einem breiten Publikum. 2011 erhält er einen Werkbeitrag der Ausserrhodischen Kulturstiftung, 2012 den renommierten Manor-Kunstpreis St. Gallen, welcher mit einer viel beachteten Einzelausstellung 2013 im dortigen Kunstmuseum einherging. Die Werke des bildnerischen Autodidakten (studiert hat er Musik), die in einer hochpräzisen, altmeisterlich anmutenden Technik und mit vordergründig unbekümmerten und fantastischen Sujets verblüffen, spielen gekonnt mit Elementen und Referenzen aus der Kunstgeschichte.
Das Gemälde «Untitled (Bon Secours)» reiht sich in die Serie grossformatiger Stillleben ein. Bei diesem auf den ersten Blick unaufgeregt wirkenden Blumenstilleben beginnen die Ebenen bei näherem Hinsehen ineinanderzufliessen und die Blumen – weisse Tulpen und vielleicht Schleierkraut – sich mit einer dritten Sorte künstlich hergestellter Blüten zu vermischen. Das Werk lässt sich in seiner Surrealität nicht völlig erschliessen, besticht aber durch seine fein abgestimmte Farbigkeit und einen merkwürdigen, verstörenden Zauber.

DIREKTBESCHLÜSSE DEPARTEMENT INNERES UND KULTUR
VOM 5. JUNI BIS 21. OKTOBER 2014
(Gesuche mit einer beantragten Summe bis CHF 5000)

KREATION

Regula Engeler / Jochen Heilek	Projektentwicklung Film «Le Soleil et les Ombres»	CHF 5000
Kjersti Sandstø	Tanztheaterprojekte «Callomania» und «Staub der Polarlichter»	CHF 4000
Urstimmen, Rita Bänziger	Theaterstück «Beziehungsweise»	CHF 2000
Adrian Strazza	Entwicklung Freichlichttheater «Picaro»	CHF 4500
Juliette Uzor	Tanztheater «Schlafgänger»	CHF 1000

VERBREITUNG

Erika Böni	Tarab – ein Dialog zwischen Tanz & Musik	CHF 2500
Wanderbühne Dr. Eisenbarth	Tournee Kindertheater «Flumi»	CHF 4000
TanzRaum Herisau	Jubiläum 10 Jahre TanzRaum – Bühne Herbstevent	CHF 3000
Camerata Helvetica	Konzerte Oxymoron mit dem Markus Bischof Trio	CHF 5000
Peter Roth	Chorprojekt «In Paradisum», Konzerte	CHF 3000
Literaturtage Zofingen	Ausstellung Papierinstallation von Birgit Widmer	CHF 1500
Sarah Graf / Eva Rekade	Ausstellung und Druckkosten Agenda 15	CHF 3000
Peer Füglistaller	CD-Produktion Band «Fraine»	CHF 2000
Sven Bösiger	Konzerttourneee PSST_Tour Nomadton feat. Fa Ventilato	CHF 3000
Kunst(Zeug)Haus Rapperswil	Ausstellung Steven Schoch «Exhausting empty vessels», Reihe Seitenwagen	CHF 3500
nebelfrei – Maria Schnellmann / Richard Lehner	ORF – Lange Nacht der Museen, Beteiligung der Museen in Heiden	CHF 1000
Reto Suhner	Konzert in Trogen	CHF 500
Matthias Lincke	Konzerttournee Adventskranz mit Lincke-Hatt-Sennhauser-Anderwert	CHF 1000
Martina Strul-Thäler	Fotobuch «Shanghigh – Love Hate Punk»	CHF 4000
Philip Baumgartner, Beat Dictator Crew	CD-Produktion «Columbus»	CHF 2000
Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur St. Gallen	Edition Literatur Ostschweiz	CHF 4000
Andes Magazine	Publikation «Frédéric et Dorly Marmillod: Explorateurs des Andes (1938–1958)»	CHF 4000
Walter Zellweger	Ausstellung «Zeitzeichen» in Gonten	CHF 1000
Dagabumm, Christian Hemmi	«Dagabumm – The Show», April 2015	CHF 3000
Kunstverein Oberwallis	Ausstellung Peter Stoffel & Rolf Graf 2014 im Alten Werkhof in Brig	CHF 2000
Vexer Verlag St. Gallen	Publikation Kunst und Bau mit Beitrag von Barbara Preisig	CHF 1000
Kulturkommission Gais	Ausstellung und Publikation Christian Kathriner im Dorfmuseum Gais	CHF 1500
Universität Zürich / Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte	Publikation «Geschichte des Gottesdienstes in den evangelisch-reformierten Deutschschweizer Kirchen im 16. und 17. Jh.»	CHF 1500
Oratorienchor St. Gallen	Palmsonntagskonzert 2015	CHF 2000
Theo Wegmann	CD-Produktion Appenzeller Tänze	CHF 2000
Kunst im Tunnel KIT	Katalog zur Ausstellung TAU in Düsseldorf mit Fridolin Schoch	CHF 1000

AUSTAUSCH

Artist in Residence	Wohnkosten Atelierstipendium London	CHF 4884
Saiten Ostschweizer Kulturmagazin	Jubiläumsfest 20 Jahre Kulturmagazin Saiten	CHF 1500
artists in residence ch	Jahresbeitrag 2014	CHF 500
Michael Bodenmann	Residency-Programm in Peking «I:project space»	CHF 1000

DOKUMENTATION			
Karin Enzler / Adrian Perez	Filmische Dokumentation des Theaterstücks «Schottesepp»	CHF	1500
BETRIEBS- / STRUKTURFÖRDERUNG			
Megliodia	Beitrag Teilnehmende – Musiktage für Tiefe Streicher 2014	CHF	600
Bibliothek für Blinde und Sehbehinderte	Förderbeitrag 2014	CHF	2000
KIK // CCI	Jahresbeitrag 2014	CHF	300
Schw. Jugendmusikwettbewerb SJMW	Teilnehmendenbeiträge 2014	CHF	1500
Appenzeller Kulturkonferenz	Projektbericht der FHS St. Gallen	CHF	3242
EDK	Studie zur sozialen Sicherheit von Kulturschaffenden in der Schweiz *	CHF	399
Appenzeller Blasmusikverband	Zusatzaufwand des ABV für das Appenzeller Kantonal-Musikfest 2015	CHF	3000
ANKÄUFE			
Miriam Sturzenegger	Drei Werke, Ausstellung «Container», Galerie Bob Gysin in Zürich	CHF	2916
Christina Waidelich	Vier Hügelbilder	CHF	1850
Birgit Widmer	Zwei Fensterbilder aus der Galerie vor der Klostermauer in St. Gallen	CHF	4900
Zora Berweger	Arbeiten «Garten-Simplizität» und «Garten-Nahrung»	CHF	4600
VERMITTLUNG			
Karin Karinna Bühler	Drei Künstlergespräche und Publikationen in der Rab-Bar in Trogen	CHF	1200
ig tanz ost	Schulaufführungen und Workshops – Interaktive Tanzperformance «Ansteckungsgefahr!»	CHF	2200
ig tanz ost	Schulaufführungen und Workshops – Tanzkrimi «Ein verzwickter Fall»	CHF	2000
companie bewegungsmelder	Schulaufführungen und Workshops – «Fans», ein Streifzug durch die Tanzgeschichte des 20. Jahrhunderts	CHF	2000
Roadmovie Mobiles Kino, Claudia Schmid	Roadmovie Tournee 2014/2015 *	CHF	2500
Textilmuseum St. Gallen	Ausbau Kulturvermittlungsangebot zur Ausstellung «Traum & Realisation»	CHF	4000

* KBK-Empfehlungen

WIEDERKEHRENDE BEITRÄGE UND LEISTUNGS-VEREINBARUNGEN FÜR DIE JAHRE 2015, 2016 UND 2017

(Beschluss des Regierungsrates, auf Empfehlung des Kulturrates, vom 18. November 2014)

Im Kulturförderungsgesetz von Appenzell Ausserrhoden ist festgehalten, dass Institutionen mit wiederkehrenden Betriebsbeiträgen unterstützt werden können.
Bei wiederkehrenden Beiträgen werden zwischen den Institutionen und dem Kanton Leistungsvereinbarungen für drei Jahre abgeschlossen, die aktuellen laufen Ende 2014 aus.
Auf der Basis einer umfangreichen Evaluation der Periode 2012 bis 2014 hat der Regierungsrat die Leistungsvereinbarungen für die nächsten drei Jahre festgelegt.
Für die Jahre 2015 bis 2017 werden aus dem Kulturfonds jährlich insgesamt 1 029 000 Franken wiederkehrende Betriebsbeiträge geleistet. Folgende Institutionen werden mit Leistungsvereinbarungen unterstützt.

Bibliotheken		
Bibliothek Herisau	CHF	15 000
Bibliothek Teufen	CHF	15 000
Bibliothek Speicher-Trogen	CHF	15 000
Gemeinde- und Schulbibliothek Heiden	CHF	15 000
Museen		
Stiftung für appenzellische Volkskunde	CHF	18 000
Appenzeller Volkskundemuseum Stein	CHF	161 000
Appenzeller Brauchtumsmuseum Urnäsch	CHF	73 000
Gemeinsames Kuratorium Stein / Urnäsch	CHF	65 000
Museum Herisau	CHF	156 000
Grubenmann-Museum Teufen	CHF	50 000
Henry-Dunant-Museum Heiden	CHF	20 000
Museum für Lebensgeschichten	CHF	15 000
Museumskoordination *	CHF	90 000
Kulturinstitutionen von kantonaler Bedeutung		
Appenzeller Kulturkonferenz	CHF	75 000
Ausserrhodische Kulturstiftung	CHF	100 000
Heimatschutz Appenzell Ausserrhoden	CHF	42 000
Schlesinger Stiftung (Birli)	CHF	10 000
Appenzeller Kammerorchester	CHF	10 000
Appenzeller Blasmusikverband	CHF	10 000
Roothuus Gonten, Zentrum für Appenzeller und Toggenburger Volksmusik **	CHF	50 000
Ausserkantonale Institutionen		
Museum im Lagerhaus	CHF	5 000
Nextex, St. Gallen	CHF	6 000
art-tv, Zürich	CHF	6 000
bandXost, St. Gallen	CHF	7 000

* Ohne Leistungsvereinbarung; die Umsetzung der damit verbundenen Aufgaben liegt bei der Museumskoordination, die im Amt für Kultur angesiedelt ist.
** Grundlage für den jährlichen Betriebsbeitrag ist die Stiftungsurkunde, der Kanton Appenzell Ausserrhoden ist Mitstifter.

KULTURPREIS 2015
PAUL GIGER

Der Geiger Paul Giger erhält 2015 den kantonalen Kulturpreis von Appenzell Ausserrhoden. Eine kurze Würdigung in drei Tönen.

Der Grundton: Das ist Paul Giger, wie ihn die Öffentlichkeit kennt. Virtuose der Obertöne und Vierteltöne, Bachinterpret, Klangtüftler, Duopartner der Cembalistin Marie-Louise Dähler, Erforscher fremder harmonischer Skalen, Komponist weltlicher und geistlicher Werke, die einen Bogen schlagen zwischen abendländischer Spiritualität und östlichen Kulturen. Aber auch: Volksmusiker – Gigers schleenzige Zäuerli laufen einem kalt den Rücken herab. Die Stationen seines Lebens heissen knapp: 1952 in Herisau geboren, 1970/71 Asienreise mit Strassenmusik, danach Studium in Winterthur und Bern, 1980 bis 1983 Konzertmeister am städtischen Orchester St. Gallen, seither freischaffender Künstler und Lehrer an der Kantonsschule Trogen. Mit sechs CDs, allesamt bei ECM, hat er sich internationales Renommee geschaffen. Von einer persönlichen Seite konnte man ihn im Dokumentarfilm «Karma Shadub» erleben, gedreht von Sohn Ramòn Giger. Paul Giger vorzustellen also hiesse, Wasser in die Goldach zu tragen.

Nach dem Grundton die Oktav: Paul Giger privat. Ihn kenne ich als liebenswürdigen Gastgeber im Haus oberhalb Rehetobel, als interessierten Zuhörer, als Gartenfreund, als sorgsamen, informierten, appenzellisch humorvollen Zeitgenossen.

Schliesslich die Quint: der halböffentliche Giger. Fernab vom grossen Podium, im persönlichen Wirkungskreis, nah beim Publikum, freundschaftlich – so kann man ihn zum Beispiel kennenlernen auf der seit vielen Jahren stattfindenden Chartres-Reise. Während mehrerer Tage führen Giger und Wolfgang Larcher die Teilnehmenden dort in die Kathedrale ein, architektonisch, kunstgeschichtlich, geistlich, mit Gigers 1988 komponierter Chartres-Komposition als musikalischer Begleiterin. Ähnlich haben wir Paul Giger diesen Sommer an einer Forumsveranstaltung erlebt, in kleinem Kreis in Trogen. Man schritt (im 2014er Nieselregen) das auf einer Wiese ausgelegte Chartres-Labyrinth ab, Paul Giger spielte danach (im Trockenen) seine Labyrinth-Komposition und erläuterte sie. Mehr als das: Er übte mit dem Publikum den vertrackten Pendelrhythmus des Labyrinths gleich kollektiv ein und bescherte den Besucherinnen und Besuchern so einen lehrreichen und lustvollen Musikabend.

In dieser Episode steckt für mich der ganze Paul Giger drin: konsequent unterwegs auf seinem musikspirituellen Weg, unentwegt neugierig und berührbar von neuen Entdeckungen und Begegnungen. Kenntnisreich und erfahrungsgesättigt, dennoch ohne alle Eitelkeit. Interessiert am persönlichen Austausch über das, was der Mensch mit Musik erleben kann und wohin die Musik den Menschen führen kann.

Paul Giger bekommt am 12. März in der evangelisch-reformierten Kirche Rehetobel den Ausserrhoder Kulturpreis, der mit 25 000 Franken dotiert ist. Dafür kann man ihn und den Kanton nur in den höchsten Tönen beglückwünschen.

→ Text: Peter Surber
→ Bild: Ramòn Giger

AUSSERRHODISCHE KULTURSTIFTUNG WERKBEITRÄGE 2014

In Ergänzung zur Unterstützung von Projekten durch den Kanton vergibt die 1989 gegründete Ausserrhodische Kulturstiftung jährlich Werkbeiträge in verschiedenen Sparten und gewährt Artist-in-Residence-Stipendien. 2014 hat sie neun Werkbeiträge in der Höhe von insgesamt 90 000 Franken ausgerichtet und ein Atelierstipendium gesprochen.

Bildende Kunst und Architektur
Rahel Lämmler und Roman Häne
Steven Schoch

Literatur, Tanz und Theater
Laura Vogt
Philipp Langenegger

Musik
Stefan Baumann
Benjamin Berweger
Fabian M. Mueller
Manuel Walser

Atelierstipendium
Nina Paim und Fabian Harb

Weitere Informationen:
www.ar-kulturstiftung.ch

Appenzell Ausserrhoder Design – Feuilles Nr. 1 bis 10

Die Arbeitsgruppe Angewandte Kunst und Design der Ausserrhodischen Kulturstiftung hat mit der Edition Feuilles Nr. 1 bis 10 im Jahr 2014 ein neues Projekt lanciert. In den zehn individuellen A2-Faltblättern, die in einem durchgehenden grafischen Konzept gestaltet sind, werden Designschaffende, die von der Ausserrhodischen Kulturstiftung einen Werkbeitrag erhielten, ganzseitig mit einem ihrer Objekte an ihrem Arbeitsort vorgestellt. Damit hat die Arbeitsgruppe eine geeignete Form gefunden, die Arbeit der Designerinnen und Designer zu dokumentieren und ihr Wirken breiter bekannt zu machen. Vorgestellt in der Edition Feuilles Nr. 1 bis 10 werden: Urs Bürki, Armando Forlin, Ueli Frischknecht, Sarah Graf, Andrea Krob, Peter Kühnis-Dietz, Eva Louis, Eva Rekade, Dorothea Weishaupt, Peter Wüthrich.
Mitgewirkt an den Feuilles haben Fabian Harb (Gestaltung), Manuel Pestalozzi (Texte) und Jürg Zürcher (Fotografien).

www.ar-design.ch
Bestellung: www.ar-kulturstiftung.ch

«Hotels erscheinen mir immer wie Bühnen für reales Theater. Die Vorführungen werden fortwährend neu erfunden, lauter Improvisationen und Rollenspiele im vorgegebenen Raum und Rahmen.»

FERIEN IM BAUDENKMAL

Ferien – Erholung zwischen Balkon, Parkett und Bühne

Text: Agathe Nisple

Die Welt scheint sich vor uns auszubreiten in den schillerndsten Facetten. Tausende von Verlockungen zwischen Hochgebirge und Meer bieten sich an, unsere arbeitsfreien Zeitfenster zu füllen, sich einzulassen auf Kontrastprogramme zum Arbeitsalltag.

Seit der Schweizer Heimatschutz 2004 erstmals kühn und selbstbewusst «Die schönsten Hotels der Schweiz» herausbrachte, fasziniert mich dieses handliche kleine Nachschlagewerk. Alljährlich überarbeitet, aktualisiert und mit weiteren «schönsten» Themen wie Gärten und Parks, Spaziergängen, Cafés und Tea Rooms, Bauten der 50er-Jahre und von 1960 bis 1975 ergänzt, ist es mir zum unentbehrlichen Ratgeber geworden und die daraus zusammengestellte Schweizer Reise zum lustvollen Bestandteil der Ferienplanung. Täglich ein anderes Hotel, unbekannte Orte, verborgene Geschichten zu entdecken und am Wegrand Besonderheiten «mitzunehmen», gehört zum Er-Reisen der facettenreichen Schweiz.

Ferienplanungen können als temporäre Lebensentwürfe verstanden werden. Urlaub als Zeitinsel zur Erprobung von Parallelwelten. Hotels erscheinen mir immer wie Bühnen für reales Theater. Die Vorführungen werden fortwährend neu erfunden, lauter Improvisationen und Rollenspiele im vorgegebenen Raum und Rahmen. Ich hege eine grosse Vorliebe für historische Hotels, die sich wie kleine und grosse Paläste zwischen Traum und Wirklichkeit ausnehmen und die den Schweizer Tourismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts besonders prägten. Herbergen, die uns aufnehmen – wir nutzen ein Gastrecht, das uns erlaubt, uns niederzulassen und einzunisten –, sind Fixpunkte, die Landschaftsräume glanzvoll inszenieren. Das Unberührte wird kultiviert, Natur mutiert zum kulturellen Ereignis. Es ist ein Sein nach persönlichem Gusto, nach Lust und Laune, nach individuellem Bedürfnis. Von Ort zu Ort zu ziehen, Häuser mit starkem, eigensinnigem Charakter zu besuchen, hat einen eigenen, besonderen Reiz.

Der Antrieb ist Neugierde, Interesse an Unbekanntem, Lust auf Erkundungen von Landschaften, Sprachräumen, Orten und Gebäuden, Institutionen, von Lebensweisen und Mentalitäten. Die Begegnung mit Menschen wie auch das Sich-Einrichten in der Einsamkeit sind je von besonderer Qualität. Etwas zu tun, das zu Hause keinen Platz zu haben scheint, einen Fokus zu setzen, der einem Traum nachspürt, all dies ist in der heutigen, hochentwickelten Tourismus- und Freizeitwirtschaft möglich.

Tourismusgeschichte ist ein faszinierendes Phänomen. Der Wandel von Reisen europäischer Forscher und Entdecker, die ins Unbekannte aufbrachen, zum erfolgreichen Kur- und Gesundheitstourismus des 18. und 19. Jahrhunderts ist eine weitläufige Entwicklung, die einen neuen kulturellen und wirtschaftlichen Boden bereitete. Mit den technischen Errungenschaften seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, Bahn, Auto, Flugzeug usw., begann das moderne Zeitalter; Reisen wurde ein zentraler Faktor der Freizeitwirtschaft. Dieser Aufbruch führte nicht nur zu fragwürdigen Formen des Massentourismus, sondern auch zu den fast grenzenlosen Möglichkeiten unserer individualisierten Gesellschaft. Wer sich das Aufspüren von charakteristischer und echter Gastronomie zur Leidenschaft macht und dabei kein Risiko scheut, wird für seinen Gwunder immer wieder mit ungeahntem Reichtum beschenkt.

Agathe Nisple, Kunsthistorikerin und Kulturvermittlerin, lebt und wirkt in Appenzell.

VENEDIG UND DIE GANZE WAHRHEIT

Mailprosa
von Matthias Zschokke

3.10.14 Vor etwas mehr als einem Jahr wollte ich Sie bereits einmal für einen Beitrag in jener Ausgabe von Obacht Kultur gewinnen, die dem Thema Melancholie gewidmet war. Sie waren damals in Venedig. Ihre Absage ist bei mir auf bestes Verständnis gestossen. Gerne zitiere ich hier daraus: «Als ob Sie gespürt hätten, dass ich die letzten Monate dauernd von Appenzell geredet habe, und zwar im Zusammenhang mit der Vorlesetournee des ‹Eidgenössischen Literaturpreises›. Ich fragte in Bern immer mal nach, ob denn niemand im Herzen der Schweiz, zum Beispiel in Appenzell, Lust habe auf eine Lesung von uns? (...) Zu Ihrer Einladung: Leider kann ich sie nicht annehmen. Ich weile zurzeit als Gast einer Stiftung in Venedig. Die Stadt ist so dicht, schön und märchenhaft, dass ich nicht zum Schreiben komme. Ich stehe morgens auf, gehe raus, fahre Schiff, schaue mir den Plunder und die Pracht, die Fülle, den Reichtum und den Glimmer an, bin am Abend schwindlig davon und empfinde jede Sekunde, die ich am Schreibtisch sitze, als schändliche Vergeudung (zumal noch dazu immer die Sonne mich anlacht und dazu verführt, mich mit Wärme und Licht volltanken zu lassen – in Berlin wird man mit Sonnenlicht insbesondere in den langen Wintermonaten nicht verwöhnt).»

Nun lese ich in ihrem neusten Buch «Strenge Frauen» unter anderem folgende Sätze: «Einfach begeisternd: Eine Stadt, die vor Hunderten von Jahren gebaut worden ist und von Anfang an Reisende angezogen hat und heute noch davon lebt, dass sie anziehend schön ist. Würden wir doch bloss heute noch so bauen. Es ist erbärmlich, was für Häuser wir hinstellen, Hütten, die spätestens nach fünfzig Jahren abgerissen werden müssen, weil sie so schlecht gebaut und so hässlich sind. Oder was für neue Quartiere in unseren Städten entstehen! Ein Armutszeugnis. Dabei könnte man sich doch ein Vorbild nehmen an Venedig und wenigstens den Anspruch erheben, technisch ebenso haltbar und schön zu bauen. Es muss ja nicht gleich im Meer sein oder auf einer Bergspitze, was wir hinterlassen, aber wenigstens ästhetisch und vom Material her so gut wir können. Nicht immer alles nur so billig wir können.»

Diese Gedanken passen wundersam zu unseren Überlegungen für die nächste Nummer von Obacht Kultur, sie widmet sich der Denkmalpflege. Und so liegt es auf der Hand, Sie nochmals anzufragen, ob Sie dafür einen Text schreiben mögen. Über Venedig, Ihre Wahrnehmung dieser Stadt und ihrer Bedeutung für heutiges Bauen. Vielleicht. Doch grundsätzlich ist es Ihnen freigestellt, ob und wie Sie das Thema aufgreifen mögen/können.

«Was für neue Quartiere in unseren Städten entstehen! Ein Armutszeugnis.»

«Wer hat das Inkareich aufgegeben? Individuen? Bürger? Wer sagt, wann's genug ist?»

«Wann wurde das Kolosseum zu einer Ruine und warum? Wann gibt man eine Staatsoper auf und überlässt sie dem Verfall?»

4.10.14 Letztes Mal hatte ich eine elegante Ausrede: Venedig. Diesmal muss ich Ihnen wohl die ganze Wahrheit gestehen: Ich kann so eine Einladung nicht annehmen, weil ich im Grunde genommen überall, wo ich bin, jede Sekunde, die ich am Schreibtisch sitze, für vergeudete Zeit halte. Oder, um es genauer zu sagen: Ich kann nicht im Auftrag arbeiten. Oder noch genauer: Ich will nicht im Auftrag schreiben. Schliesslich ist das der einzige Luxus, den ich mir als freischaffender Autor leisten kann: nur das und nur dann zu schreiben, was/wenn ich will. (...)

Ich hoffe, Sie haben dafür Verständnis.

Zu Ihrem Denkmalpflegethema ist mir übrigens eine Passage eingefallen, die im «Lieben Niels» steht und mir zu passen scheint. Sie lautet: «(...) 31.8.05: Wie war das eigentlich bei den Griechen und den Römern? Wann haben die ihre Lebens- und Gesellschaftsentwürfe aufgegeben? Wann hat man sich dort dazu entschlossen, zu Staub zu werden? Geschah das innerhalb einer überschaubaren Frist oder hat das Jahrhunderte gedauert? Wann wurde das Kolosseum zu einer Ruine und warum? Wann gibt man eine Staatsoper auf und überlässt sie dem Verfall? Ich frage, weil ich das auf heute zu übertragen versuche: Kann man eines Tages konstatieren, «so geht es nicht mehr weiter; unsere Art ist ausgereizt; unser Weltverständnis ist gegessen; wir wollen neu anfangen»? Gibt es ein Ende, an dem man anlangen kann? Ist es an uns, unsere Nationen aufzugeben und auszuwandern? Kann man «Deutschland» zu Staub zerfallen lassen? Oder ist das ein jahrhundertelanger, langsamer Vorgang? Ist es der Entschluss einer Mehrheit? Wer hat das Inkareich aufgegeben? Individuen? Bürger? Wer sagt, wann's genug ist? Mir scheint, es ist längst genug, wir sind längst tot, nur wissen wir's nicht und geben es nicht zu.

1.9.05: (...) Ich meine zum Beispiel New Orleans – warum lassen wir's nicht abgesoffen und bauen woanders ein neues? Sind wir immer noch Barbaren, im Aufbruch begriffen, im Entstehen? Wann wird so ein Haus, in dem ich lebe, zur Ruine? New Orleans hätte doch jetzt die beste Chance, Pompeji zu werden? Aber wir lassen nichts fahren, klammern uns verbissen fest an allem.

Gestern war ich in Dahlem in einer Afrika-Ausstellung. Was für eine Pracht! Farben, Formen – überwältigend. Und dann wieder mal kurz in der Südseeabteilung – märchenhaft schön, reich, verspielt. Soweit wie die sind wir noch lange nicht. Müssen wir Primitivlinge das alles erst erreichen, bevor wir untergehen können? (...)»

7.10.14 So hat sich «der Beitrag wie von selbst geschrieben». Und Ihre anregenden Überlegungen gelangen ins aktuelle Heft und fügen sich zu einem Stück Mailprosa zusammen, die Sie als neue Gattung geprägt haben und die nochmals mit Ihren Worten, «das Zeug dazu hat, kanonisiert zu werden».

E-Mail-Korrespondenz von Matthias Zschokke mit Margrit Bürer.

Matthias Zschokke, 1954 in Bern geboren, lebt seit 1980 als Schriftsteller und Filmemacher in Berlin. In den vergangenen 32 Jahren hat er elf Prosabände, acht Theaterstücke und drei Filme vorgelegt. Er ist in allen drei Bereichen mit verschiedensten Preisen ausgezeichnet worden, 2012 erhielt er den Schweizer Literaturpreis und 2014 den grossen Literaturpreis von Stadt und Kanton Bern. Neben verschiedenen Romanen hat er mit «Lieber Niels» (2012) und «Die strengen Frauen von Rosa Salva» (2014), beide im Wallstein Verlag erschienen, ein eigenes Format bestehend aus Mail-Korrespondenzen kreiert.

MACHT UND STARKE GEFÜHLE

Die Denkmalpflege agiert in einem umkämpften Bereich. Mit ihr muss sich auseinandersetzen, wer alte, als wertvoll erachtete und deshalb geschützte Bausubstanz besitzt oder dafür Verantwortung trägt, wer sie abbrechen oder umbauen will. Die Debatte darüber, was erhaltenswürdig ist und was nicht, wird hart geführt. Das überrascht nicht: Es geht – wie immer beim Bauen – um Geld, um handfeste, aber auch ideelle Interessen, um historische und kulturelle Werte, um starke Gefühle, um Heimat und Ästhetik. Obacht Kultur hat deshalb eine Runde von Kulturschaffenden und Fachleuten eingeladen. Ziel war es nicht, alle Fragen rund um die Denkmalpflege abschliessend zu beantworten, sondern die Komplexität des Themas auszuleuchten und mögliche Konflikte und Dilemmata aufzuspüren.

Erhalten oder erneuern? Oder erneuern im Erhalten? Ob wir gegenwärtig in einer rückwärtsgewandten Zeit lebten, die alles erhalten wolle, will Peter Surber einleitend wissen. Geli Salzmann zitiert die für das Bundesland Vorarlberg zuständige Bundesdenkmalpflegerin Barbara Keiler, die ein Gebäude nur dann für erhaltenswert hält, wenn es auch gebraucht wird. «Noch nie hat eine Gesellschaft so vieles erhalten wie gerade die gegenwärtige.» Manchmal jedoch, sagt Geli Salzmann, wäre das Abbrechen besser. Es gebe Standorte, die man aus raumplanerischer Sicht nicht mehr für Bauten nutzen sollte.

Warum also erhalten wir vieles? Fredi Altherr weist darauf hin, dass seit der Aufklärung ein Übereinkommen, ein gemeinsamer «Kanon» existiere, wonach wir einen «Anteil an Vertrautem in unserem Lebensumfeld benötigen. Nur so fühlen wir uns wohl und können uns orientieren, nur so werden wir nicht irre.» Geli Salzmann nennt Zahlen

Mitdiskutiert haben:

der Ausserrhoder Denkmalpfleger Fredi Altherr, der eine breite Debatte über die Denkmalpflege für bitter nötig hält;

der in Teufen wohnende Lehrer, Musiker und Fotograf Martin Benz, der häufig Altbauten kurz vor dem Abbruch fotografiert;

der Herisauer Architekt Paul Knill, der alte Häuser liebt, in Fachbeiräten und Ortsbildkommissionen mitwirkt und die behördliche Fachkommission Heimatschutz von Appenzell Innerrhoden präsidiert;

die Vorarlberger Architektin Geli Salzmann, Lektorin der Technischen Universität Wien für Raumplanung, vor allem alpine Raumplanung;

die in Bern lebende bildende Künstlerin Miriam Sturzenegger, die immer in Städten gelebt hat, sich für die gebaute Umgebung interessiert und zunehmend Kontakte ins Appenzellerland findet.

Das Gespräch hat Peter Surber moderiert, von Obacht Kultur waren Ursula Badrutt, Margrit Bürer, Agathe Nisple, Verena Schoch, Hanspeter Spörri und Kristin Schmidt dabei.

für Vorarlberg: fünfzig Prozent der Bauten seien nach 1960 entstanden. Anders in Ausserrhoden: Laut Fredi Altherr sind fünfzig Prozent der Gebäude nach 1919 entstanden. «Und demzufolge die anderen fünfzig Prozent vor 1919», jubelt Paul Knill. «Eine Riesenchance!»

Auch Verena Schoch schätzt die Qualitäten ihres 300 bis 400 Jahre alten, abgelegenen Hauses in Oberwaldstatt: «Die moderne Technik erlaubt es, zuhause zu arbeiten – auch in einem Haus ohne jene Infrastruktur, die heute als Standard gilt». Verena Schoch glaubt aber, dass sie häufig als Spinnerin angesehen werde, wenn sie freiwillig in einem Haus ohne geteerte Zufahrt lebe. Auch ohne solche zeitgenössischen Zugeständnisse seien alte Bauernhäuser eigentlich wunderbar zu nutzen. Es sei sogar so, dass heutige Umbauten die Häuser verfremden: «Die Proportionen stimmen häufig nicht mehr, wenn die Räume erhöht werden. Wir sind immer noch auf der Suche nach einer Ästhetik.» Da sei es doch besser, die alten Häuser konsequent und in Würde abzubrechen.

Der Konflikt entsteht laut Geli Salzmann auch durch die Entkoppelung von Wohnen und Arbeiten: «Die alten Häuser, um die es jetzt geht, wurden gebaut, als die Leute von jenem Land lebten, auf dem sie wohnten. Heute baut man sich auf dem Land ein Haus, arbeitet aber in St. Gallen oder Zürich.»

«Nicht nur das Erhalten, sondern auch das Wegräumen von Baumonumenten ist eine Machtdemonstration.»

DENKMALPFLEGE UND MACHT

Was ist überhaupt Denkmalpflege? Weshalb ist sie entstanden? Für Fredi Altherr begann sie mit jenen Bauten, die einst als «Ausdruck der Macht und Herrlichkeit» eines Herrschers errichtet wurden: «Zunächst ging es um die Pflege der Symbole von Macht.» Erst mit der Aufklärung und Demokratisierung, mit dem langsamen Bedeutungsverlust des Adels, sei es zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert zu einer Profanisierung gekommen: «Wir pflegen heute einerseits immer noch die Herrschaftssymbole, Fabrikantenpaläste, auch Kirchen, anderseits verfügen wir über einen Bestand an Profanarchitektur, in welchem gewohnt und gearbeitet wird und der ebenfalls zur Orientierung beiträgt.» Das führe zu einer Verschränkung der Aufgaben der Denkmalpflege. Nach wie vor spiele der Anspruch auf Macht dabei eine Rolle, auch bei Abbrüchen: «Nicht nur das Erhalten, sondern auch das Wegräumen von Baumonumenten ist eine Machtdemonstration.» Aus diesem Grund seien in allen Kriegen immer zuerst gebaute Symbole zerstört worden, beispielsweise die Brücke von Mostar – dies häufig mit dem Ziel, die gemeinsame Identifikation zu erschweren.

Macht-, Repräsentations- und Nutzungsansprüche sowie das Verlangen nach all dem, was aus europäischer Sicht für ein menschenwürdiges Leben erforderlich ist, treffen im Bereich der Denkmalpflege zusammen. Eine Theorie, die das alles zusammenführe, ein intellektueller Überbau, auf den man sich bei Entscheiden beziehen könne, fehle allerdings weitgehend. So fehlt laut Fredi Altherr sogar die geeignete Sprache: «Im Diskurs um Architektur haben wir nur jenen Wortgebrauch zur Verfügung, der sich einst im Zusammenhang mit Herrschaftsarchitektur gebildet hat, bei der Beschreibung griechischer Tempel und römischer Thermen.» Bei Profanbauten stehe deshalb jeweils das Minuszeichen davor: «Es fehlen Verzierungen, es fehlt die Übergrösse, es fehlt der prominente Standort, es fehlt das edle Material …»

Aber können nicht auch Profanbauten Architektur sein, wie Verena Schoch angesichts der Appenzeller Bauernhäuser fragt. Paul Knill bejaht das ganz eindeutig und hält ein Plädoyer für das Appenzeller Haus und die Erhaltung des kulturellen Erbes. Auch wenn Handwerker – und nicht Architekten – die Häuser errichtet hätten, müsse man von Architektur sprechen: «Bei Appenzellerhäusern ist eindeutig der Wille zu erkennen, einen Ausdruck, ein Gesicht zu schaffen». Laut Paul Knill darf man die appenzellische Baukultur nicht einfach auf ihren Gebrauchswert reduzieren und mit der Art der Bewirtschaftung und der Nutzung des verwende-

«Bei Appenzellerhäusern ist eindeutig der Wille zu erkennen, einen Ausdruck, ein Gesicht zu schaffen.»

«Man versucht, mit neuen Baumaterialien etwas zu errichten, das neuen Ansprüchen zu genügen vermag, aber an das Alte erinnert.»

«Man hält an den alten Namen fest, bewahrt die ursprünglichen Fassaden und Strukturen, aber weder beim Toni-Areal in Zürich noch bei der Lokremise in St. Gallen hat die neue Nutzung etwas mit Hülle und Namen zu tun.»

ten Materials erklären. Da sei über Jahrhunderte ein «enormer Gestaltungswille» am Werk gewesen: «Er prägt bis heute unsere Landschaft und unsere Dörfer und stellt eine offensichtliche Differenz her zwischen einem Appenzeller Dorf und einem Dorf im Thurgau.»

QUALITÄT ODER ORIENTIERUNG

Immer wieder drängt sich im Gespräch die Frage nach der Qualität in den Vordergrund: Paul Knill findet, dass neunzig Prozent der alten Häuser, die heute abgerissen werden, durch Bauten ersetzt werden, die weniger Qualität aufweisen. Er sagt dies als einer, der in zahlreichen Fachkommissionen und Gestaltungsbeiräten wirkt und einen Überblick über die aktuelle Produktion hat. Martin Benz, der Fotograf, der sich mit Abbruchobjekten beschäftigt, schliesst sich dieser Einschätzung an. Er bewundert die Ästhetik der vor dem Abbruch stehenden Bauten, stellt häufig fest, dass einst «sehr geschickt» gebaut wurde. Die Neubauten seien zwar nicht zwingend schlechter, aber oft seien es Imitationen: «Man versucht, mit neuen Baumaterialien etwas zu errichten, das neuen Ansprüchen zu genügen vermag, aber an das Alte erinnert. Die Bausubstanz ist jedoch nicht vergleichbar, die äussere Form ergibt keinen Sinn mehr, ist blosse Dekoration.»

Martin Benz spürt in sich eine ambivalente Haltung: Er freut sich, wenn es gelingt, ein Haus vor dem Abbruch zu bewahren. Aber zum Teil würden die Gebäude dann ausgehöhlt. Die erhaltene Fassade sei zwar hübsch und habe durchaus ihren Wert, aber innen finde sich ein gewöhnliches Bürogebäude. Man hält an den alten Namen fest, bewahrt die ursprünglichen Fassaden und Strukturen, aber weder beim Toni-Areal in Zürich noch bei der Lokremise in St. Gallen hat die neue Nutzung etwas mit Hülle und Namen zu tun. Immerhin, so Martin Benz, «sind es gute Gebäude».

«Es ist uns doch zuwider, wenn nur die äussere Fassade erhalten bleibt. Das ist doch nicht authentisch, nicht echt, denkmalpflegerisch ein falscher Weg!»

Paul Knill greift mit einem Statement, das zunächst überrascht, in die Diskussion ein. Auf Widerspruch ist er vorbereitet: Er verstehe den «funktionalistischen Ansatz», die Haltung, die den Zweck eines Gebäudes in den Vordergrund stellt und den Abbruch gutheisst oder toleriert, wenn der ursprüngliche Zweck nicht mehr vorhanden ist. In Appenzell Innerrhoden sei er nun genau damit konfrontiert: Fast monatlich müsse seine Kommission schöne Bauernhäuser beurteilen, die abgerissen und durch eine Kopie ersetzt werden sollen. «Mir kommen da die Tränen. Originale verkommen so zu Karikaturen», sagt Knill. «Doch diese Häuser haben auch als nur noch äusserliches Bild, als blosse Hülle, einen hohen emotionalen Wert.» Er sage dies nicht ohne Zweifel: «Vielleicht ist es nur mein Selbsterhaltungstrieb, der mich dazu bringt, dies nun etwas positiver zu sehen. Möglicherweise kann ich nur so meine Arbeit tun. Aber jedenfalls tröstet mich der Gedanke, dass die Leute so wenigstens ein Bild vor Augen haben. Für mich heisst das: Sie suchen eine Identität.»

«Die Denkmalpflege steht für den Aushandlungsprozess. Es ist immer wieder von Neuem zu diskutieren, was alt bleiben und was neu werden soll.»

Fredi Altherr hat dieses Phänomen ebenfalls vor Augen, deutet es aber anders: «Ich glaube, es hat weniger mit Identität, mehr mit Orientierung zu tun. – Wieso sieht das iPad aus wie eine Schiefertafel?», fragt er rhetorisch. «Zwingend ist das nicht. Aber es hat damit zu tun, dass uns nichts anderes in den Sinn gekommen ist.» Mit der Architektur verhalte es sich vermutlich gleich.

Peter Surber hakt nach: «Es ist uns doch zuwider, wenn nur die äussere Fassade erhalten bleibt. Das ist doch nicht authentisch, nicht echt, denkmalpflegerisch ein falscher Weg!» Paul Knill präzisiert, er reproduziere mit seiner Aussage nur die Denkweise sehr vieler Leute, eine Denkweise, die man ernst nehmen müsse.

«Ist das nicht unsere Schizophrenie, die da sichtbar wird?», fragt Geli Salzmann. «Man verlangt Biomilch, greift aber dann doch zur billigsten Packung im Gestell und ist sowieso mit dem Auto gefahren, um sie zu holen.» Das erinnert sie an Las Vegas, an die dekorierten Schuppen für Touristen:

AUFTRITT

DIE EINGELEGTE FOTOGRAFIE
VON THOMAS STRICKER
IST HIER NICHT ERSICHTLICH.
EINE ABBILDUNG IST
AUF OBACHT.CH ZU FINDEN,
DAS ORIGINAL LIEGT DEM
GEDRUCKTEN MAGAZIN BEI.

Bestellen Sie dieses direkt bei:

Appenzell Ausserrhoden
Amt für Kultur
Margrit Bürer
Departement Inneres und Kultur
Schützenstrasse 1
9102 Herisau

Margrit.Buerer@ar.ch

THOMAS STRICKER

INTERDISZIPLINÄRE ZUSAMMENARBEIT, 2014

Fotoprint, Offsetdruck auf Symbol Pearl Ice, 130g/m²

Denkmalpflege heisst, in Kreisläufen zu denken, sagt Thomas Stricker. An der Vergangenheit, am Erstarrten festzuhalten, zu konservieren, die Zeit anzuhalten, gehe heute nicht mehr. Und ging wohl nie. Patina, Vermoosung, Verfall sind Teil des Lebens, des Menschen. Und somit auch der Architektur und Baukultur. Es stellt sich bloss die Frage nach dem Umgang damit.

Für den Künstler Thomas Stricker sind Fragen dieser Art Teil seiner Arbeit als Bildhauer. Dazu gehören Projekte im Umfeld der sozialen und partizipativen Skulptur genauso wie die Verwendung von klassischen Techniken und Materialien, Fragen nach dem Immateriellen und Nomadisierenden einer Skulptur, zu Orten und öffentlichen Räumen oder eben das Nachdenken über Zerstören, Konservieren und Erneuern – und über Kompostkreisläufe. Dass seine Mutter einst in der Stadt St. Gallen mit einer Quartierskompostgruppe ein Modell erfand und erfolgreich lancierte, wie mit Küchen- und Gartenabfällen gemeinschaftlich umgegangen werden kann, hat ihn geprägt wie der elterliche Garten, in dem er aufgewachsen ist. Mit dem 2007 begonnenen Schulgartenprojekt in Namibia und mit dem Projekt «La tierra nueva de Tlatelolco» von 2010, welchem das Problem des Abfalls in Mexico City zugrunde liegt, definiert Thomas Stricker Skulptur als gemeinschaftliches Verantwortungsgefühl und die Kompostieranlage als Teil einer unsichtbaren, aber umfassenden sozialen Skulptur. Die schillernde Schönheit der parallel daraus hervorgehenden Fotografien werden für das vorliegende Obacht Kultur zum Bild für den Umgang mit Landschaft und mit Baulichem. Ein Kompostkreislauf, die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Menschen und Milliarden von Viechern, ist auch Metapher für die komplexen Aufgaben der Denkmalpflege und die Eigenverantwortung jedes einzelnen. Dass Schönes zum Vergehen gehört, dass Vergehen auch Werden ist, leuchtet uns in modernder Verführung entgegen.

Thomas Stricker ist 1962 geboren, in St. Gallen aufgewachsen und Bürger von Schwellbrunn AR. Er lebt in Düsseldorf seit seinem Studium an der dortigen Kunstakademie. 1995 und 1999 erhielt er von der Ausserrhodischen Kulturstiftung einen Werkbeitrag. ubs

«Alles nur Fassade und Illusion.» Das spiegle nicht die Identität selbst, sondern nur die Suche danach.

EINE FRAGE DES AUSHANDELNS

Margrit Bürer bringt die gesellschaftspolitische Seite des Themas ins Spiel. «Die Denkmalpflege steht für den Aushandlungsprozess. Es ist immer wieder von Neuem zu diskutieren, was alt bleiben und was neu werden soll.» Aus ihrer Sicht «ist es problematisch, wenn ausschliesslich die Mehrheit über Erhaltungs- oder Abbruchwürdigkeit entscheidet – und ebenso problematisch, wenn nur das Geld entscheidet.» Nötig sei eine andere, eine bessere Kommunikation: «Die Denkmalpflege ist jene Instanz, die helfen kann, die Fragen auszuhandeln.»

Die Künstlerin Miriam Sturzenegger bezweifelt allerdings, dass es einen Ort gibt, wo diese Debatte tatsächlich stattfindet, wo es möglich ist, über die blosse Alternative «erhalten oder neu bauen» hinauszugehen. «Ist nicht das, was gegenwärtig gebaut wird, fast ausschliesslich durch private Interessen gesteuert?» Man überlege sich, wie die Idealwohnung aussehe und komme überall zu ähnlichen Lösungen: grosse Räume, grosse Fenster, alles im Stil eines Lofts. «Wie das Gebaute nach aussen wirkt, als Teil des Öffentlichen, als Teil eines Dorf- oder Stadtbildes, darauf kommt es offensichtlich niemandem an. Eine gesellschaftliche Diskussion über das Bauen findet nicht statt.»

«Es mag ein jeder auf dem Seinigen Bauen nach Belieben und Wohlgefallen, doch den nechst gelegenen Wasser Fuhren ohne Schaden.»

Hier erkennt Peter Surber einen entscheidenden Punkt: «Was haben wir für Instrumente, um Investoren- und Renditeinteressen mit dem baukulturellen Gewissen in Einklang zu bringen?»

Paul Knill erinnert an den Artikel 186 des Landbuchs von Appenzell Ausserrhoden aus dem Jahr 1828. Unter dem Titel «Vom Bauen» steht da lapidar: «Es mag ein jeder auf dem Seinigen Bauen nach Belieben und Wohlgefallen, doch den nechst gelegenen Wasser Fuhren ohne Schaden.» Der heute etwas schwer verständliche Nachsatz sei entscheidend: «Wer baut, muss sich bewusst sein, dass er damit das ganze Umfeld prägt.» Fredi Altherr stellt fest, die Einzelinteressen seien heute durchaus in den Parlamenten repräsentiert, sie seien sozusagen deckungsgleich mit den politischen Kräfteverhältnissen. Nichts passiere einfach so. Als Denkmalpfleger könne er allerdings durchaus in einen Dialog treten mit Bauwilligen oder auch mit Baubehörden. Diese würden sich allerdings hüten, mit «fundamentalen, tiefgedachten Ansätzen in den Parlamenten aufzutreten», das Thema lasse man geflissentlich beiseite.

Die Diskussion beschränke sich so auf Einzelprojekte, ergänzt Miriam Sturzenegger. Paul Knill sieht zwei Möglichkeiten, mit den Einzelinteressen umzugehen: Entweder sage man «von oben», was man darf und was nicht. Das funktioniere aber nicht wirklich, denn mit Baugesetzen könne man die Qualität nur beschränkt beeinflussen. Oder aber man sorge dafür, dass die diversen Einzelinteressen untereinander «Verwandtschaft» bekämen. Bis vor kurzem sei es nämlich das Merkmal unserer Dörfer gewesen, dass die Häuser im Besitz zahlreicher Einzelner gewesen seien, die je für ihr Grundstück Verantwortung übernommen hätten, aber schliesslich auch für das ganze Umfeld. So entstehe ganz von selbst eine Regulierung, weil alle auch darauf achteten, was ihre Nachbarn täten.

«Es sind doch gerade die Partikularinteressen, die sich nicht ins Gesamtbild einfügen lassen.»

Geli Salzmann zweifelt auf Grund ihrer Erfahrungen am Verantwortungsbewusstsein der Einzelnen: «Es sind doch gerade die Partikularinteressen, die sich nicht ins Gesamtbild einfügen lassen. Als Einzelne wollen wir den Säntis sehen. Als Einzelne stellen wir die Häuser so hin, wie es uns passt, mit dem Blick ins Grüne.» Nötig sei es aber, den Blick umzudrehen: «Schauen wir auf die Landschaft! Schützen wir sie! Ein jeder soll bauen, wie er mag, aber er soll Höhen und Abstände einhalten! Nehmen wir das Ganze von aussen in den Blick, schauen wir auf das Gesamtbild!» Geli Salzmann sieht diese Umkehrung des Blicks als Paradigmenwechsel. Sie erhält Unterstützung von Fredi Altherr: «Dies wäre eine beweglichere Haltung, die aber aus einer tiefen Reflexion heraus entsteht.» Und er räumt ein, dass er von Zweifeln geplagt werde: «Ich bin weder Kulturpessimist noch Romantiker, frage mich aber wirklich, wie es weitergehen soll.» Authentizität sei derzeit ein vielbenutztes Wort. Aber in der Architektur gebe es gar keine Authentizität. Schon der griechische Tempel stelle ei-

«Wer dauerhaft baut, geht mit Verantwortungsbewusstsein an die Arbeit.»

gentlich einen Holzbau dar, er sei aber aus Stein gebaut worden. Heute lasse sich überhaupt nicht mehr sagen, ob Bautechniken, Wohnformen oder Materialien authentisch seien: «Wir sind derart schnell unterwegs, dass wir weder Zeit haben zum Denken noch zum Bauen – noch dafür, Sorge zu tragen zu den Gebäuden: Wir beschäftigen uns in der Denkmalpflege momentan mit Faktoren, die wir noch gar nicht beim Namen nennen können.»

EINE ROMANTISCHE DISKUSSION

Man führe eine romantische Diskussion und rede nur über einen ganz kleinen Teil des Baubestands und der Bauproduktion, obwohl man auch über die vernachlässigte Massenproduktion reden und sie auch pflegen müsste, sagt Paul Knill. In den Einfamilienhäuschenhalden, in all dem üblen Zeug, das produziert werde in Rot, Gelb, Grün, Blau, das eine Gebäude verrückter als das andere, könne man trotz allem eine Einheitlichkeit feststellen. «Nach zwanzig Jahren wird ein Architekturhistoriker in der Lage sein, diese Produktion genau zu benennen. Stadtplanung und Denkmalpflege sollten deshalb auch hier ansetzen.» Paul Knill sieht zwei Möglichkeiten, um die divergierenden Interessen einander näherzubringen: Einerseits kommt ihm als Vergleich die Blumenwiese in den Sinn, die keiner Regulierung bedarf und kein Baugesetz kennt. «Die Pflanzen wachsen einfach – und das ist äusserst romantisch.» Anderseits denkt er an eine Musikkapelle, die ihren Auftritt vorbereitet und sich auf einheitliche Kleidung einigt. «Beides kann funktionieren. Gegenwärtig werden überall in der Schweiz Studien gemacht, um herauszufinden, was die besonderen Merkmale der einzelnen Dörfer sind, worauf ihre Erscheinung basiert. Zum Glück lässt sich das im Appenzellerland ganz einfach zeigen, man denke nur an ein Dorf wie Schwellbrunn. Wenn man das einmal erkannt hat, ist es einfacher, zu definieren, wie sich das Dorfbild weiterentwickeln muss.»

«Es ist nötig, den Blick umzudrehen: Schauen wir auf die Landschaft! Schützen wir sie!»

Fredi Altherr hat schon seit längerem einen Vorschlag im Ärmel, wie das Baugesetz wieder so einfach werden könnte wie jenes im Landbuch von 1828: «Zwei Drittel aus Holz, zwei Drittel mit schrägen Dächern. Punkt. Alles andere ergäbe sich oder müsste ausgehandelt werden.» Der Nachbar müsse ohnehin einbezogen werden. Und ja, sagt Fredi Altherr, er sei auch Romantiker: «Wir kommen nicht darum herum, das zu sein. In Herzensangelegenheiten ist das wesentlich. Allerdings spricht man darüber nicht gern und auch nicht so präzis.»

«Wir sind derart schnell unterwegs, dass wir weder Zeit haben zum Denken noch zum Bauen – noch dafür, Sorge zu tragen zu den Gebäuden.»

UNSTEUERBAR?

Der Einfluss lenkender Behörden auf das Bauen schwindet. Dies scheint ein Fazit der Debatte zu sein. Paul Knill würde zwar am liebsten verunmöglichen, dass ein einzelner Investor zehn Parzellen zusammenlegen kann. Dies würde mithelfen, die Massstäblichkeit zu erhalten. Aber Fredi Altherr ergänzt, dass die Denkmalpflege darauf keinen unmittelbaren Einfluss habe und solche Einschränkungen nicht dem politischen Mehrheitswillen entsprechen. «Wir müssen damit rechnen, dass die Entwicklung noch schneller und brutaler wird.» Positiv hingegen sieht er die Entwicklung ausserparlamentarischer und ausserparteilicher Kräfte. Ein Beispiel: die Stiftung Dorfbild Herisau, die Projekte zu realisieren beginne, weil sie erkenne, dass Behörden und Ämter dies nicht könnten oder wollten. Miriam Sturzenegger schlägt die Schaffung von Gruppen vor, deren Mitwirkende die Dorfentwicklung und deren Folgen für die Gemeinschaft beobachten und diskutieren. Sie beschreibt, was sie auf der Herfahrt durch das Zugfenster gesehen hat: den Einfamilienhäuschenbrei, viele neue Häuser, die zwar äusserlich in der Art der alten gestaltet seien, mit gleicher Giebellinie und gleicher Höhe – aber eben nur pseudo-alt und pseudo-stilgerecht sind. Sie hat Verständnis dafür, dass die Gesellschaft das Bedürfnis habe, sich zu erinnern. «Aber im Bauen müsste auch ein Bedürfnis zum Ausdruck kommen, sich in der Gestaltung aus der Gegenwart heraus zu äussern.»

Ein gemeinsamer ästhetischer Kanon – der im 19. Jahrhundert mit dem offensichtlichen Bezug auf die antike Baukultur, teilweise auch auf die ländliche Bautradition wirksam war – existiere heute nicht mehr, sagt Fredi Altherr. Es herrsche ästhetische

«Der Einfluss lenkender Behörden auf das Bauen schwindet.»

«Die Einheitlichkeit und einfache Lesbarkeit verschwindet.»

Mehrstimmigkeit. «Sie ist interessant, und man muss sie ernst nehmen. Allerdings lässt sich das heute Gebaute nicht mehr schützen. Es wird nur noch für eine Lebensdauer von zwanzig Jahren gebaut. Die heutige Lebensweise hinterlässt in der Architektur deshalb keine dauerhafte Spur mehr.» Das hat zur Folge, dass sich auch in der Ästhetik etwas ändert. «Die Einheitlichkeit und einfache Lesbarkeit verschwindet.» Paul Knill versteht das als Statement für die Qualität alter Häuser. Wenn ein Neubau schon nach zwanzig Jahren abgeschrieben sei und wieder Neuem Platz machen müsse, könne man nicht mehr dauerhafte Lösungen in Gestaltung und Konstruktion ins Auge fassen. Man müsse möglichst billig bauen und die Entsorgung und das Recycling schon planen – «ein Hintergrund, der das baukulturelle Bewusstsein extrem beeinträchtigt.»

«Man sollte sich aber bewusst sein, dass jedes Haus endlich ist. Wir müssen eine neue Sprache oder Technik entwickeln, um das Verschwinden würdigen zu können, ohne gleich von Verlust reden zu müssen.»

Einig ist man sich, dass der Ästhetik mehr Gewicht zukommen sollte und dass es darum gehe, auf breiter Basis ein ökologisches und soziales Bewusstsein zu schaffen – schon in der Schule sollte das beginnen, findet Kristin Schmidt. Denn viele, heute breit diskutierte Themen – etwa der «Dichtestress» – würden den Blick auf die Ästhetik verstellen. Martin Benz glaubt, dass dies längerfristig auch Einfluss auf die Reglemente hätte: «Aber diese Art der Kulturvermittlung ginge weit über den Lehrplan 21 hinaus. In jedem Dorf müsste eigentlich eine Gruppe wie die Stiftung Dorfbild Herisau aktiv werden. Sie könnte auch ein Ort der Geschmacksbildung sein. So, wie es Lese- und Literaturzirkel gebe, sollten auch Architekturzirkel entstehen.» Paul Knill bricht eine Lanze für die Dauerhaftigkeit: «Wer dauerhaft baut, geht mit Verantwortungsbewusstsein an die Arbeit.» Er weist auf einen gefährlichen Widerspruch hin: «Einerseits erblickt man im Haus immer noch einen dauerhaften Wert. Das ganze Hypothekarwesen hängt damit zusammen. Ich bin aber überzeugt, dass mit der heutigen Produktion gar kein echter Gegenwert geschaffen wird.» Fredi Altherr weiss, dass schon Häuser, die ab den 1940er-Jahren gebaut wurden, meistens nicht mehr sanierungs- und unterhaltswürdig seien. «Die Moderne leistete dazu einen wesentlichen Beitrag. Die Konstruktionsdetails, die als Reaktion auf den Historismus entwickelt wurden, sind zwar einleuchtend, ästhetisch überzeugend, aber technisch gesehen nicht dauerhaft.»

KEIN FAZIT

Ein gemeinsames Fazit zur Denkmalpflege ist in der Debatte noch nicht entstanden. «Man sollte sich aber bewusst sein, dass jedes Haus endlich ist», sagt Fredi Altherr. «Wir müssen eine neue Sprache oder Technik entwickeln, um das Verschwinden würdigen zu können, ohne gleich von Verlust reden zu müssen. Und selbstverständlich müssen wir Nachhaltigkeit und Ökologie ins Spiel bringen.» Miriam Sturzenegger plädiert dafür, den Zusammenhang von Bauen und Leben zu bewahren. Das Bild des Gebäudes sei die Verbindung des Äusseren mit der inneren Struktur. Geli Salzmann kritisiert, dass wir zu oft in der Vergangenheit stecken bleiben: «Sehr viele von uns wurden in Einfamilienhäusern sozialisiert. Das bestimmt die Wahrnehmung auch im späteren Leben.» Die Landschaft ist aus Geli Salzmanns Sicht schützenswerter als das einzelne Gebäude.

«Jedes Haus, das man heute baut, sollte so gebaut werden, dass es ein Denkmal werden kann. Es sollte unsere Zeit repräsentieren.»

Martin Benz empfiehlt, mit Kindern durch das Dorf zu gehen, über Häuser und Räume zu reden, Unterschiede wahrzunehmen, darauf zu achten, wo es einem wohl ist und wo nicht: «Das kann man ganz gut trainieren.» Und Paul Knill schliesslich will die Grenze zwischen Bewahren und Denkmalpflege einerseits und dem Gestalten anderseits auflösen: «Man sollte zu einem gesamtheitlichen Blick finden. Jedes Haus, das man heute baut, sollte so gebaut werden, dass es ein Denkmal werden kann. Es sollte unsere Zeit repräsentieren. Gute, dauerhafte Gebäude können auf verschiedene Art von verschiedenen Leuten genutzt werden – man denke nur an eine hundertjährige Kaserne oder an ein Schulhaus: Das sind feste, starke Strukturen, die fast beliebig nutz- und veränderbar sind.»

Aufzeichnung und Überarbeitung:
Kristin Schmidt und Hanspeter Spörri

DIE HERAUSFORDERUNGEN DER DENKMALPFLEGE

Von Oliver Martin

95 Pozent der Bevölkerung unseres Landes sind der Meinung, die Erhaltung des Kulturerbes sei wichtig für die Schweiz, wie eine neue, im Auftrag des Bundesamtes für Kultur (BAK) durchgeführte repräsentative Umfrage zeigt. Gleichzeitig weht der Denkmalpflege ein rauher Wind entgegen.

Es hängt der Denkmalpflege der ungerechtfertigt schlechte Ruf an, sie verhindere Modernität und mutige Grossprojekte. Um Wert und soziale Funktion zu erhalten, müssen wir Kulturerbe möglichst authentisch überliefern. Dazu braucht es finanzielle Mittel, eine umsichtige Raumplanung und griffige Schutzgesetze. Hier ist eine eigentliche «Tradierungskrise» zu beobachten: Während intakte Dörfer und Altstädte als zentrale Faktoren für das gesellschaftliche Wohlbefinden wirken und von breiten Bevölkerungskreisen grosse Wertschätzung erfahren, werden die Schutzbestrebungen für diese Schweizer Denkmallandschaft immer häufiger als ungebührlich kritisiert.

Neben dieser mangelnden gesellschaftlichen Sensibilisierung für die Schutzmassnahmen von Archäologie und Denkmalpflege werden uns in der nahen Zukunft zwei zentrale Herausforderungen besonders beschäftigen: der Wandel in der Energie- und Raumplanungspolitik und die für eine nachhaltige Denkmalpolitik knappen Mittel.

ENERGIEWENDE UND RAUMENTWICKLUNG

Die Siedlungsentwicklung nach innen ist die neue raumplanerische Prämisse. In den nächsten Jahrzehnten soll zudem die Energiewende umgesetzt werden, was die Gestalt und die Nutzung von Gebäuden und Anlagen ebenfalls direkt betrifft. Die entsprechenden gesetzlichen Grundlagen müssen gewährleisten, dass die angestrebte Entwicklung unter bestmöglicher Schonung des historischen Baubestandes und der archäologischen Stätten erfolgt. Der Denkmalbestand macht nur einen kleinen Teil aller Gebäude aus. Eine denkmalgerechte und baukulturell anspruchsvolle Umsetzung von Energiewende und Raumentwicklung ist deshalb problemlos möglich, ohne die erwünschten und notwendigen Effekte in Frage zu stellen. Dichte bedeutet nicht nur mehr Nutzfläche, sondern vor allem eine hohe Anzahl wohnender und arbeitender Menschen pro Flächeneinheit. Energiesparen heisst nicht zwingend eine materialintensive Ersatzbauweise, sondern kann auch über Suffizienz erreicht werden – beides lehren uns seit Hunderten von Jahren die Denkmäler. Wir brauchen intelligente und innovative Lösungen, die über umfassende Betrachtungen und Planungen unserer Dörfer und Städte die Erhaltung des historischen Kulturerbes sicherstellen und das Energiesparen und die Verdichtung jeweils dort erreichen, wo es am meisten Sinn macht.

ES BRAUCHT INNOVATIVE LÖSUNGEN - UND GELD

Grundsätzlich täte ein vermehrt kultureller Ansatz der aktuell sehr technisch geprägten Diskussion gut: Bauen ist Kultur. Eine hohe Baukultur schafft qualitätsvollen Lebensraum, geht nachhaltig mit der Umwelt um und stärkt den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Der Denkmalpflege kommt dabei eine hohe Bedeutung zu. Demgegenüber sind die Mittel der öffentlichen Hand für Restaurierungen und archäologische Massnahmen knapp. Der Vorwurf, die Schweiz gebe im Vergleich viel Geld für die alten Denkmäler und kaum etwas für die Förderung des Zeitgenössischen aus, greift zu kurz: Immerhin kümmern sich Archäologie und Denkmalpflege um Objekte aus über 5000 Jahren Baugeschichte.

Oliver Martin ist Leiter der Sektion Heimatschutz und Denkmalpflege, Bundesamt für Kultur.

DER HONNERLAG'SCHE GARTEN

BAUWERKE BEGLEITEN UND PRÄGEN UNS IM ALLTAG. GLEICHES GILT FÜR GARTEN- UND PARKANLAGEN. ZUR BESCHREIBUNG IHRER WERTE UND QUALITÄTEN GEHÖRT EIN WISSEN UM IHRE GESCHICHTE. PLÄNE, BILDER UND TEXTE IN GEDÄCHTNISINSTITUTIONEN, ABER AUCH PERSÖNLICHE ERFAHRUNGEN UND ERINNERUNGEN HELFEN BEI DER SPURENSUCHE.

Wie so manche Gartenanlage wurde der Honnerlag'sche Garten am nördlichen Dorfrand von Trogen über die Jahre zum Park. Ein Teil des Baumbestands ist sogar mit einem Schutz versehen. 140 Jahre alt waren die mächtige Linde und die Buche, die der Föhnsturm vom 21. Oktober 2014 entwurzelte. Die Natur veränderte die Voraussetzungen über Nacht: Ab dato stand die Sicherheitsfrage im Vordergrund. Alles ging schnell. Am 13. November wurden weitere Bäume gefällt. Ein wesentlicher Teil der ehemaligen Gartenanlage ist seither baumlos und stellt Fragen nach dem denkmalpflegerischen Umgang mit der neuen Situation.

«Ein wesentlicher Teil der ehemaligen Gartenanlage ist seither baumlos und stellt Fragen nach dem denkmalpflegerischen Umgang mit der neuen Situation.»

EINE GARTENANLAGE?

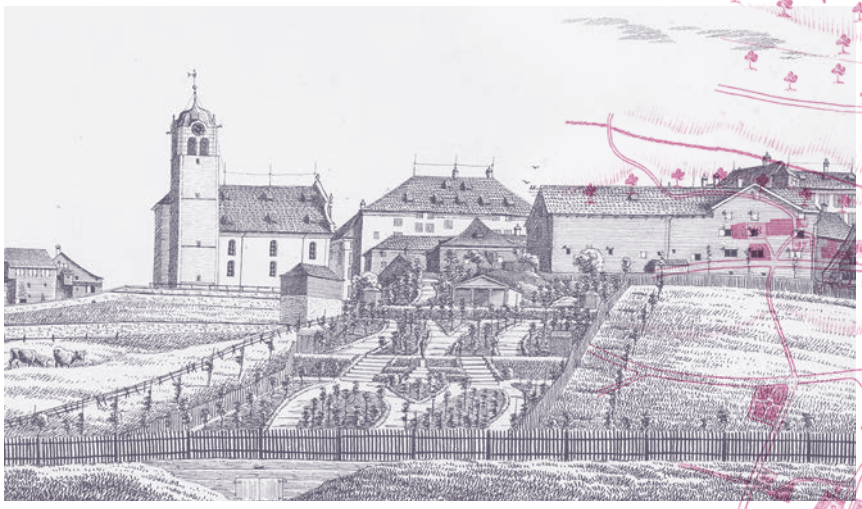
Als Kantischülerin durchquerte ich in den 1990er-Jahren vom Schopfacker her kommend täglich den Südarm des Honnerlag'schen Gartens, ohne dass mir bewusst war, was es mit dem mächtigen Baumgürtel am Dorfrand von Trogen auf sich hatte. Wohl bemerkte ich das Lusthäuschen unter den Bäumen. Ich wusste nicht, dass der Baumgürtel im Volksmund «Seeblickpark» oder «Seeblickwäldchen» genannt wird und dass er mit dem Honnerlag'schen Doppelpalast in der Niederen zusammenhängt. Den Palast selbst hatte ich immer wieder studiert: seiner Grösse wegen – und weil die beiden Hälften so ungleich aussehen. Als ich mich, noch immer Kantischülerin, mit der Schulgeschichte befasste, begegnete mir der Palast als Rektor-Wildi-Haus. Er beherbergte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer wieder Schüler, die als Pensionäre dort wohnten.

HONNERLAGS ERBE

Hundert Jahre früher gehörte die östliche Hälfte des Palasts Johann Conrad Honnerlag (1777–1838). Er war der zweitjüngste Sprössling der Ärzte- und Textilhandelsfamilie Honnerlag und blieb unverheiratet. Ohne kaufmännisches Geschick war er ein umso eifrigerer Sammler von Literatur und Kunst. Das Haus «Seeblick» erbaute er als Pinakothek, seine Bücher bilden den Grundstock der Kantonsbibliothek. Für auswärtige Gäste gehörten «die Gemäldesammlung des Herrn Honnerlag und dessen Garten» neben der Kantonsschule, der Waisenanstalt Schurtanne, der Bibliothek, einer Industrieausstellung und den naturhistorischen Sammlungen von Johann Georg Schläpfer zu den Attraktionen, die Trogen einen städtischen Charakter verliehen.

DIE ANLAGE

Es erstaunt nicht, dass in der «städtischen Phase» der Gemeinde Trogen erstmals auch exakte Dorfpläne entstanden. Sie zeigen neben Häusern, Ställen, Wegen, Brücken und Brunnen vor allem auch Gärten:



Links: Sicht auf Trogen von Westen, im Vordergrund die Honnerlag'sche Gartenanlage. Ausschnitt aus einer Federzeichnung von Johann Ulrich Fitzi, 1822.

Mitte: Dorfplan von Trogen. Ausschnitt aus einer aquarellierten Federzeichnung von Georg Züllig, 1824.

Rechts: Das Lusthäuschen im Honnerlag'schen Garten nach dem Fällen der Bäume am 13. November 2014.

«Die gute Quellenlage ermöglicht es, ausgehend vom Garten Honnerlag die bedeutendste und individuellste Phase schweizerischer Gartenkunst zu beleuchten.»

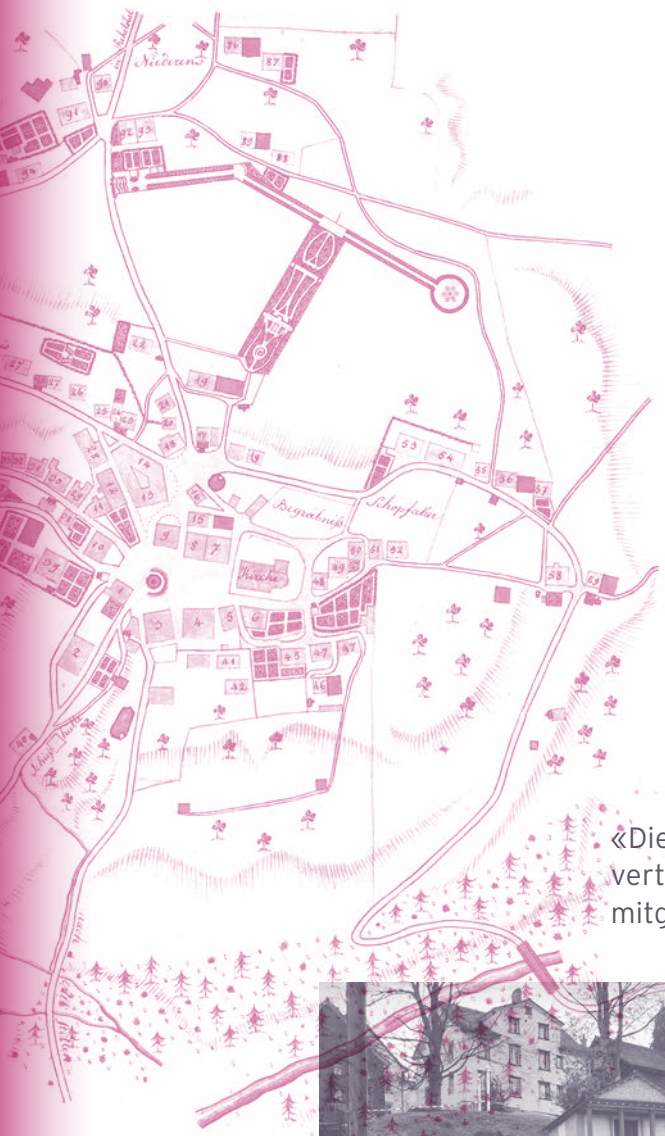
geometrisch gegliederte, mit Treppen und Kleinbauten wie Pavillons oder Lusthäuschen.

Der auffälligste Garten ist der Honnerlag'sche. Er besteht aus zwei vom Doppelpalast aus in die Weidelandschaft ausgreifenden Promenaden und einer terrassierten Anlage, die Richtung Süden zum Dorf aufschliesst. Die erste Promenade wird durch eine Exedra mit steinerner Rundbank, die zweite durch einen Monopteros mit Fontäne abgeschlossen. Einzige erhaltene Spur der Promenaden ist bis heute die Rundbank.

Der Südarm wurde ursprünglich durch drei Terrassen gegliedert. Die unterste befindet sich nördlich der Kantonsschulstrasse. Unter den vom Föhnsturm verschonten Bäumen ist eine Mauer zu entdecken, die möglichenfalls als Sockel für eine Statue, ein Schillerstandbild, wie die Quellen berichten, diente. Die beiden anderen Terrassen schliessen südlich an die Strasse an und zeigen sich seit dem 13. November ohne Bäume. In ihren Dimensionen entsprechen sie dem ursprünglichen Garten. Die zweite Terrasse war im 19. Jahrhundert seitlich begrenzt durch je einen kleinen tonnengewölbten Pavillon. Am Fuss der dritten Terrasse, die wie die anderen auch durch Treppen erschlossen war, steht bis heute das gut erhaltene und gepflegte Lusthäuschen in der Form eines römischen Tempelchens, im 19. Jahrhundert gesäumt von je einem polygonen Pavillon. An der Rückwand des Tempelchens befand sich zu Lebzeiten Honnerlags eine Freiheitsstatue vor einer Holztafel mit einem Zitat aus Schillers «Die Braut von Messina»: «Auf den Bergen ist Freyheit! / Der Hauch der Grüfte / Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte, / Die Natur ist voll kommen überall / Wo der Mensch nicht hinkom[m]t mit Seiner Qual. / Schiller.» Hinter der Statue beschloss ein Schneckenberg, ein künstlich angelegter Aussichtshügel, die Anlage. An der Stelle der abgetragenen Spitze befindet sich heute ein Kinderspielplatz mit Rutschbahn.

FORSCHUNGSBEDARF

Die oberste Terrasse des Südarms mit dem Kinderspielplatz und dem Lusthäuschen ist Bestandteil des Ortsbilds von nationaler Bedeutung. Ein jüngerer Gartenpavillon am Fusse der untersten Terrasse und der Honnerlag'sche Doppelpalast mit den beiden vorgelagerten Gartenhäuschen sind kommunale Schutzobjekte. Die Gartenanlage als solche hat aber keinen integralen Schutz. In Zusammenarbeit mit der Kan-



tonsbibliothek entsteht dazu unter dem Arbeitstitel «Gartendenkmalpflegerische Untersuchung Garten Honnerlag in Trogen AR» eine Arbeit.

Die gute Quellenlage im Bildarchiv der Kantonsbibliothek genauso wie in verschiedenen zeitgenössischen Publikationen und handschriftlichen Zeugnissen aus Johann Conrad Honnerlags Nachlass ermöglichen es, «ausgehend vom Garten Honnerlag die bedeutendste und individuellste Phase schweizerischer Gartenkunst zu beleuchten», wie Gartenhistoriker Steffen Osoegawa festhält. Im Forschungskonzept schreibt er: «In den Jahren zwischen 1770 und 1831 war es den Schweizern einmalig gegeben, eine eigenständige, vorbildliche Gartenkunst von europäischem Rang zu entwickeln, worin gesellschaftliche Themen, politische Geschehnisse und persönliche Geisteshaltungen zum Ausdruck kamen.» Gerade diese zweite, persönliche Bedeutungsebene, die über das Erwähnte hinausgehend auch auf zwei Stelen mit Sinnsprüchen dokumentiert ist, macht neugierig auf den Menschen Honnerlag und seine Beschäftigung mit dem Thema «Freiheit».

DIE CHANCE WAHRNEHMEN

Heute habe ich nicht mehr die Augen der Kantischülerin, wenn ich den Honnerlag'schen Garten vom Schopfacker her kommend durchquere. Ich habe die Terrassen lesen gelernt. Ich weiss, weshalb das Lusthäuschen am Abhang steht und welche Funktion es ursprünglich hatte. Ich kenne den Zusammenhang zwischen dem Lusthäuschen und dem Doppelpalast an der Weggabelung zwischen Kantonsschule und Niederenturnhalle. Die Umgebung lesen lernen, sich mit ihrer Geschichte vertraut machen – und selbst ein Kapitel dieser Geschichte mitgestalten: Das macht Freude und fordert heraus. Am Beispiel des Honnerlag'schen Gartens hat der Föhnsturm vom 21. Oktober 2014 günstige Voraussetzungen dafür geschaffen.

«Die Umgebung lesen lernen, sich mit ihrer Geschichte vertraut machen – und selbst ein Kapitel dieser Geschichte mitgestalten: Das macht Freude und fordert heraus.»

→ Text: Heidi Eisenhut, Historikerin und Leiterin Kantonsbibliothek
→ Bilder: Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden
→ Literaturauswahl: Brigitt Sigel: «Auf den Bergen ist Freiheit». Der Garten Honnerlag in Trogen. In: Dies. u.a. (Hrsg.): Nutzen und Zierde. Fünfzig historische Gärten in der Schweiz. Zürich 2006, S. 194–199 und 324f. (mit Literatur- und Quellenangaben); www.geoportal.ch (Schutzzonenpläne)

WEB **mehr auf obacht.ch**

DAS ROOTHUUS IST WIEDER ROT

ABREISSEN ODER ERHALTEN? DIE FRAGE LÄSST SICH UMSO BESSER BEANTWORTEN, WENN EIN BAU MIT NEUEN INHALTEN GEFÜLLT WERDEN KANN.

Ein stattliches Haus, ja sogar das stattlichste in Gonten, gemeinsam mit dem Gasthaus Bären – so ist es über das Roothuus vermerkt im Band 74 der Reihe «Die Kunstdenkmäler der Schweiz». Erwähnt werden dort die ursprünglich rote Bemalung, die Rokoko-Kartuschen auf den Zugläden und der Festsaal im dritten Stock mit «kräftig-derber Architekturmalerei von gedrehten Säulen, Muscheln und Phantasielandschaften in Kartuschenrahmen». Im Erscheinungsjahr des Bandes zu Appenzell Innerrhoden, 1984, war das Haus reichlich 200 Jahre alt. Substanz und Statik waren in einem guten Zustand, die Wände unverletzt und gesund. Nur die über die weiten Räume gespannten Böden waren nicht mehr stabil genug. Das Roothuus war also bei weitem nicht baufällig oder gar abbruchreif.

INHALT UND UNTERHALT

Dennoch wurde der Erhalt des Hauses nicht zu allen Zeiten als selbstverständlich angesehen. Unklar waren Inhalt und Unterhalt. Die appenzellische Volksmusik erwies sich schliesslich als adäquates Thema. Josef Manser, von 2003 bis 2012 erster Geschäftsführer des Zentrums für Appenzellische Volksmusik, hatte die Idee einer Stiftung ausgearbeitet, und sie wurde in der Musikszene eifrig diskutiert. Die Stiftung kaufte 2003 schliesslich das Roothuus, und im April 2006 war es soweit: Es wurde mit der Restaurierung begonnen. Die Arbeit leitete der Herisauer Architekt Paul Knill. Sein Grundprinzip bei der Arbeit war es, sich in den vorhandenen Räumen einzurichten: «Wir haben das Angebot der Räume mit ihrem möglichen Zweck abgeglichen. Wie sich ein Handschuh über eine Hand streift, legt sich die Nutzung über das Gebäude». So besteht nun die grösstmögliche Übereinstimmung von Haus und Inhalt: Das Holzhaus gibt einen ausgezeichneten Klangkörper ab für das Zentrum für Appenzeller und Toggenburger Volksmusik; und der Steinsockel ist nun auch der Sockel der Tätigkeit des Zentrums: Hier befindet sich das Archiv.

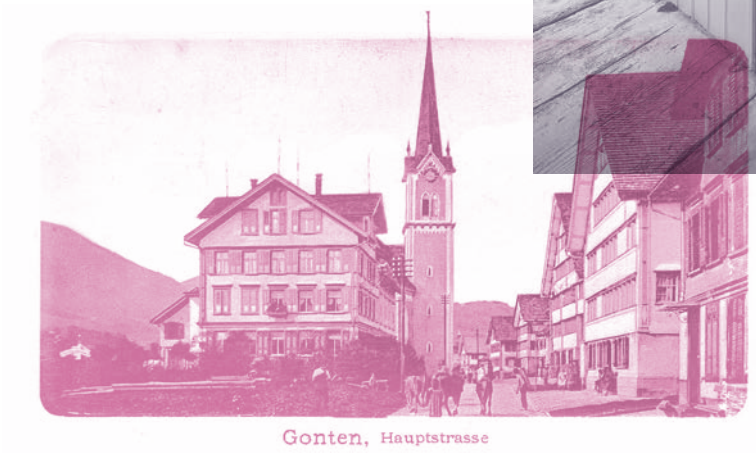
WENIGE EINGRIFFE

Der einzige grössere Eingriff während der Restaurierung war durch die öffentliche Nutzung bedingt: Ein Treppenhaus erschliesst den Festsaal. Das war nicht immer so: Noch in den 1980er-Jahren lehnte die damalige Bewohnerin des Hauses aus der Familie Broger eine Vermietung des Saales für spezielle Anlässe ab, da nicht nur das Abort- und Heizungsproblem ungelöst war, sondern «s Henneläätеli dööruuf» in den Festsaal zu gefährlich sei. Jetzt bietet der Einbau einer Kaskadentreppe sowohl Brandschutz als auch Fluchtmöglichkeiten. Auffällig ist das verwendete Material: Die Brandschutzplatten sind mit Holzfaserplatten belegt. Sie kontrastieren weniger als die feuersicheren Gipsplatten mit dem Holz des Hauses und heben sich doch als deutliches Zeichen der Restaurierung von ihm ab.

Paul Knill vergleicht die Arbeiten am Roothuus mit dem Führen eines Gesprächs, dem Schreiben eines Textes, dem Komponieren von Musik: «Wort für Wort, Satz für Satz oder Note für Note wurde beim Umbau des Roothuus Element zu Element geführt. Dabei schuf jedes dazugekommene eine immer wieder veränderte Situation, anhand der die weiteren Schritte neu abgewogen wurden.»

«Wort für Wort, Satz für Satz oder Note für Note wurde beim Umbau des Roothuus Element zu Element geführt. Dabei schuf jedes dazugekommene eine immer wieder veränderte Situation, anhand der die weiteren Schritte neu abgewogen wurden.»

Blick in Stube des Roothuus und ins Archiv des Zentrums für Appenzeller und Toggenburger Volksmusik.



Historische Postkarte, um 1920. Das weiss bemalte Roothuus ist das zweite von rechts.

DAS GESICHT DES HAUSES

Die prozesshafte Arbeitsweise ermöglichte, laufend Erkenntnisse zu berücksichtigen. Während der Restaurierung wurde zudem das Alter des Hauses bestimmt. Die Zählung der Jahresringe des verwendeten Holzes ergab, dass das gesamte Holz für das Roothuus Gonten im Jahre 1762 geschlagen worden war. Die Datierung deckt sich auch mit der Jahreszahl über dem Türsturz zur Dachkammer (1764); die Malereien im Festsaal sind mit 1765 datiert. Im Giebeldreieck der Aussenfassade findet sich die Jahreszahl 1778.

Die Fassade war seit über 125 Jahren nicht mehr rot, obwohl die Farbe immer namensgebend blieb. Die vorstehenden Pfetten und Strickköpfe waren fassadenbündig abgesägt und die Front mit einem flächig ausgeführten Täfer verkleidet worden. In die dreieckigen Felder zwischen Täferfassade und Dach waren ohne Rücksicht auf die barocken Bilder Fenstersegmente eingesägt worden. Nach der Restaurierung sind die Fenster die alten, aber neuer Täfer variiert in Tiefe und Gestalt. Nun fangen sich in der Fassade wieder Licht und Schatten. Und die Fehlstellen in der Malerei wurden ergänzt, was zwar nicht der gängigen denkmalpflegerischen Praxis entspricht, dem Roothuus aber wieder ein Gesicht verleiht.

Aber wie konnte nun das Problem der schwachen Böden gelöst werden? Durch eine Erfindung: Gemeinsam mit Holzbauingenieur Hermann Blumer wurde ein Balken mit eingeleimtem, schmalen Stahlband entwickelt. Dieser extrem flache Träger sorgt dafür, dass der Boden im Festsaal nicht allzu stark schwingt und gleichzeitig die Raumhöhe erhalten bleibt.

Das stattliche Roothuus hat seine Gestalt zurückerhalten. Sein schöner Name war daran sicher auch ein wenig beteiligt.

→ Text: Kristin Schmidt
→ Bilder: Jürg Zürcher

Kristin Schmidt, St. Gallen, ist Kulturjournalistin und Co-Leiterin der Fachstelle Kultur der Stadt St. Gallen.
Die Autorin dankt Paul Knill, Herisau, und Josef Manser, Appenzell, für Auskünfte und Hinweise.

WEB **mehr auf obacht.ch**

ENTSPANNTE DICHTE – DICHTE GELASSENHEIT

WENN EINE UMNUTZUNG WENIG SINN MACHT, KANN EIN GUTER ERSATZBAU DEN BESTAND WAHREN. KLUG GEMACHT, IST DAS ERGEBNIS WEIT MEHR ALS NUR FORMAL EINGEPASST. DIESES VORGEHEN IST NUN IM SCHWÄNBERG BEI HERISAU AUF DEM BESTEN WEG ZUM GELINGEN.

Bauen ist eine anspruchsvolle Kunst. Es gilt viel zu berücksichtigen: Die Erscheinung soll angemessen sein, mit den Mitteln und Ressourcen ist schonend umzugehen, und wer das im Schwänberg tun will, ist zudem mit historischen Fakten konfrontiert, denn hier wird nicht weniger als das älteste bekannte Haus im Appenzellerland vermutet, und somit gilt die kleine Ebene ob der Glatt als Ursprung der regionalen Besiedlung.

SPIELEN STATT ERSTARREN

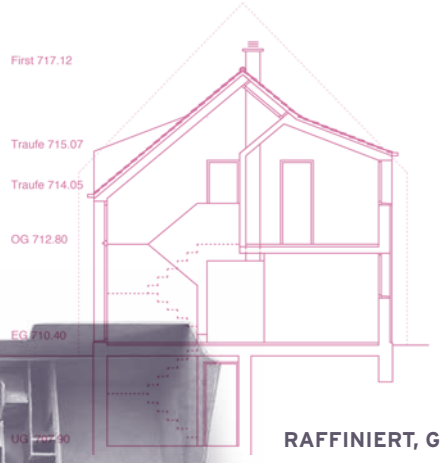
Da könnte man erstarren vor der Aufgabe, im Schwänberg bei Herisau einen Alterssitz für zwei Personen zu bauen.
Glücklich schätze sich der Architekt, welcher auf diesem schon dicht beschriebenen Feld noch eigene Themen hinzufügen mag, um diese innerhalb des Gegebenen zu untersuchen.
Paul Knill tut genau dies. Ihn treiben viele generelle architektonische Fragen an, da kommt eine solche Aufgabe gerade recht. Als Grunddisposition findet er eine kleine, baufällige Scheune vor, deren Masse und Position bereits etwas Vertrautes haben und überprüfbar sind. Sie steht gut positioniert zwischen zwei mächtigen Bauten: dem sogenannten Rathaus auf der Nachbarparzelle und einem ähnlich grossen, viergeschossigen Haus auf der eigenen Parzelle. Hinter der nun abzubrechenden Remise steht zudem ein selten grosser und mächtiger Nussbaum und bildet den Vordergrund für die sich ausdehnende Ebene. Die Geste des neu erdachten Daches passt sich in diese Situation perfekt ein. So sind die südöstliche und, diagonal angeordnet, die nordwestliche exponierte Dachfläche angehoben – eine der architektonischen Fragen, die den Architekten schon lange lustvoll begleiten.
Innerhalb dieses Volumens beginnt ein vielfältiges Wechselspiel zwischen räumlichen und konstruktiven Ideen, Vorstellungen von Nutzungen, historischen Anleihen und handwerklichem Können. Ergänzt wird diese schon dichte Matrix mit den persönlichen Forschungsfragen.
In diesem scheinbaren Gewirr beginnt der listige Architekt Pfade zu legen, denkt sich flink von einem Problem zum anderen, wechselt die Richtung, mal ganz entspannt, dann wieder sehr dicht, es beginnt zu flirren und zu surren, es wird gespiegelt, verblendet und gezeigt. Ketten von Abhängigkeiten ergeben sich manchmal scheinbar ganz logisch und zwingend über weite Strecken, doch hie und da ändert der Gedankenstrang unverhofft seine Ebene und

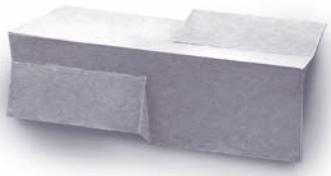
Schwänberg, Herisau, Remise von Nordosten.

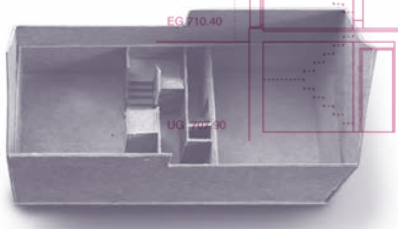
Kartonmodell: Dachaufsicht, Erdgeschoss mit Wohnraum, Eingang, Küche, Treppe und Garage; Obergeschoss mit Zimmern, Luftraum, Bad/WC und innerem «Sheddach».

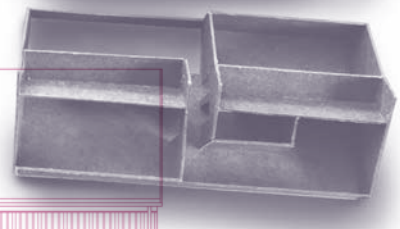
Plan unten: Südost-Fassade mit Hauseingang, Bandfenstern und Vertikalschalung.

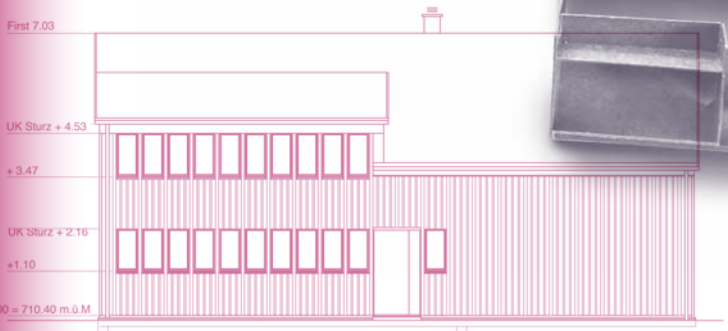
Plan rechts: Querschnitt mit Unterkellerung Nordwestecke.











«Innerhalb dieses Volumens beginnt ein vielfältiges Wechselspiel zwischen räumlichen und konstruktiven Ideen, Vorstellungen von Nutzungen, historischen Anleihen und handwerklichem Können.»

fliesst andernorts munter weiter. Das alles nie eitel, nie um zu beeindrucken, sondern um dem Gewirr einen Wert abzuringen.

RÄUME WIE HÄUSER

Eine ganz gelassene Hülle wird gebaut, dem Energie-Optimieren geschuldete dicke Wände werden räumlich erleb- und nutzbar, die schlanken Fenster verlaufen an der innersten Schicht, die Leisten des traditionellen Leistenschirms schützen an der äussersten Schicht vor dem Absturz und bilden so einen kleinen Balkon. Die Volumetrie und die Materialität entsprechen fast dem Bestand, der Bescheidenheit nach bleibt es eine Nebenbaute.

Das Haus wird an der Längsseite in der Mitte betreten, dieser Querschnitt teilt das Haus in eine Ökonomie- und eine Wohnhälfte. Hier steht auch ein Ofen, welcher schon in der Urhütte im Zentrum stand. Die zweiläufige Treppe lässt den zweigeschossigen Raum vertikal erleben. Oben angekommen, sind analog zur angehobenen Dachform diagonal die Hauptschlafzimmer angeordnet. Die Wand zum doppelgeschossigen Wohnzimmer erhält eine Befensterung mit Läden wie bei einer Aussenfassade. Die Decke des innenliegenden Badezimmers wird zu einem Hüsli ausgebildet. Diese beiden Massnahmen machen aus den einzelnen Räumen Häuser und lassen nun im Inneren städtebauliche Fragen anklingen. Wie stehen Gebäude – respektive hier die Räume – zueinander und bilden im gegenseitigen Beziehungsnetz ein Ganzes?

RAFFINIERT, GEHEIMNISVOLL, VERTRAUT

Die inneren Dachbildungen sind sinnvoll möglich dank der Vergabelung der Mittelstütze. Diese generieren im Inneren aneinandergereiht eine Art Sheddach, welches allerdings im Äusseren wieder unter dem gelassenen, grossen Satteldach vereint ist. Dadurch bleibt im First ein geheimnisvoller, luxuriöser und verlorener Raum ausgespart, der die Beziehung der einzelnen Räume in Bezug zur Gesamtform verschleiert und zudem dem Zimmermann einen Freiraum ermöglicht, einen sonst ungewünschten Firstbalken einzuführen.

Die Materialien stehen fest und sind so gewöhnlich wie möglich: ein betonierter Keller, fast alles andere aus Holz.

In diesem dichten Netz von Abhängigkeiten kommt kein Gefühl der Gefangenheit auf. Vielmehr erzeugt es Sicherheit, denn es gibt immer verschiedene Möglichkeiten weiterzuspinnen und weiterzulesen. Der Architekt macht vor, wie in einem solch dichten Netzwerk gedacht, konstruiert und entwickelt werden kann. Weniges wird ganz zu Ende dekliniert, wodurch Raum bleibt, um weiterzustricken, sei das als Handwerker, als Nutzerin oder als Besucher. Infolge dieser Entwicklungsweise haben die meisten Massnahmen mehrere Begründungen, so wie das dem Wesen der traditionellen Appenzeller Häuser auch eigen ist.

→ Text: Ulrich Vogt
→ Bilder: Denkmalpflege Appenzell Ausserrhoden

Ulrich Vogt (*1965), ist Gärtner, Architekt und seit 2012 Kurator Zeughaus Teufen.

VON SCHÄNKEN UND SCHENKUNGEN

ALTE GEBÄUDE SIND WICHTIGE HISTORISCHE ZEUGNISSE. SIE ERZÄHLEN MIT IHRER ERRICHTUNG, MIT AN- UND UMBAUTEN ODER AUSSTATTUNG VON DEN GESELLSCHAFTLICHEN VERÄNDERUNGEN UND VERRATEN VIELFACH AUCH ETWAS ÜBER DIE BESITZER UND BAULEUTE. MUSEEN IHRERSEITS SIND OFT IN HISTORISCHEN HÄUSERN UNTERGEBRACHT, WO SICH DIE VERGANGENHEIT STIMMUNGSVOLL VERMITTELN LÄSST.

Bei älteren Häusern sind gewisse Angaben zu Funktion und Besitzer oftmals in Form von Worten und Zahlen direkt auf dem Haus angebracht. Diese sogenannten Bauinschriften sind auch genealogisch von grossem Interesse und ergänzen andere schriftliche Aufzeichnungen. So wurde bei einer Fassadenerneuerung im Giebel des Hotels Krone in Wolfhalden diese heute für den Laien nicht entzifferbare Inschrift entdeckt: «I 6 M.H.B. Ho. I. G. C.T. 6 8». Sie bedeutet: «Im Jahre 1668 renovierte Meister Heini Bänziger für Hauptmann Jakob Graf-Bänziger das Haus zur Krone».
Nachforschungen brachten zu Tage, dass es sich beim Meister Heini Bänziger um den unter anderem beim Brückenbau 1666 über den Klusbach im Helltobel tätigen Werkmeister handelt. Diese gedeckte Holzbrücke wurde aber längst abgerissen. Der damalige Hausbesitzer Jakob Graf-Bänziger liess sich von Heini Bänziger das Haus zur Krone für seinen Sohn Hans Graf, «Copeyschreiber» und späterer Gemeindehauptmann, und dessen Braut Dorothea Bänziger umbauen.

DIE ALTE UND DIE NEUE «KRONE»

Die Buchstaben «C.T.», die andernorts der Inschrift vorangestellt auftauchen, dürften wohl «curia taberna» bedeuten. Das Haus zur Krone wurde also in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Schänke und Gasthof benutzt. Urkundlich allerdings wird schon um 1630 bei der Krone von einem neuen Wirtshaus gesprochen. 1626 hatte der damalige Besitzer Hans Bänziger die Bewilligung zum Wirten erhalten, was dazu führte, dass die sogenannten Kurzenberger Vogtrechnungstage bei ihm und nicht mehr wie zuvor bei seinem Vater, Wälti Bänziger, in der um 1600 erbauten, sogenannten Alten Krone gleich nebenan erfolgte.
Während die Neue Krone noch ein paar Mal den Besitzer wechselte und mit Pferdestallungen und Kronensaal ausgebaut wurde, um schliesslich in den Besitz der Einwohnergemeinde überzugehen und bis heute als Hotel zu funktionieren, wurde die Alte Krone vom Museumsverein Wolfhalden 1980 zum Orts- und Heimatmuseum umfunktioniert. Dieses zeigt anschaulich, wie zwischen 1650 und 1950 im Vorderland gelebt wurde.

> «Diese sogenannten Bauinschriften sind auch genealogisch von grossem Interesse und ergänzen andere schriftliche Aufzeichnungen.»

EINE SINNVOLLE SCHENKUNG NACH TEUFEN

Nach hundert Jahren findet ein wichtiges kulturelles Zeugnis und ein originaler Bauteil wieder an seinen Ursprungsort zurück: Laut Eingangsjournal erhielt das Historische und Völkerkundemuseum St. Gallen 1914 vom St. Galler Kaufmann K. Grubenmann das hölzerne Wirtshausschild des «Gasthaus zum Hecht» in Teufen geschenkt. Auf Anfrage des Grubenmann-Museums willigte das Historische und Völkerkundemuseum St. Gallen ein, das Schild dem Grubenmann-Museum seinerseits als Schenkung zu überlassen, unter der Bedingung, die notwendige Restaurierung zu finanzieren. Nachdem das brüchige Stück gereinigt, konserviert und neu zusammengefügt worden ist, hat das prächtige Wirts-

Oben: Wolfhalden mit dem Gasthaus Krone links und dem Haus zur Alten Krone rechts, dem heutigen Museum Wolfhalden.

Unten: Das barocke Wirtshausschild von 1784 mit dem plastischen, vergoldeten Hecht, nun im Grubenmann-Museum / Zeughaus Teufen.

hausschild im Grubenmann-Museum im Zeughaus Teufen nun einen passenden und prominenten Platz gefunden. Die hohen Kosten der Restaurierung übernahm die Tisca/Tiara-Stiftung.

DAS GASTHAUS ZUM HECHT

Der Hecht hat eine lange, eng mit der Baumeisterfamilie Grubenmann verbundene Geschichte: Um 1673/74 lässt Jakob Zürcher in Teufen das stattliche «Hotel zum Hecht» oder «Hotel du brochet» erbauen. Seine Schwester Barbara Zürcher ist mit Ueli Grubenmann verheiratet, dem Vater der drei Baumeisterbrüder Jakob, Johannes und Hans Ulrich. Zürchers Neffe, Baumeister Jakob Grubenmann, wird 1729 sein Nachfolger als Hechtwirt. Als er 1758 an einem Schlaganfall stirbt, betreibt seine Frau Magdalena Oertli den Hecht weiter, bis sie ihn 1784 ihrem Sohn Hans Jakob Grubenmann übergibt. Dieser lässt das hölzerne Wirtshausschild anbringen, das 1827 durch ein geschmiedetes ersetzt wird und bis heute den Hecht ziert. Das Haus gehört der Familie Tischhauser und gilt als Gründerhaus ihres Unternehmens Tisca.

«Nach hundert Jahren findet ein wichtiges kulturelles Zeugnis und ein originaler Bauteil wieder an seinen Ursprungsort zurück.»

→ Text: Alle Angaben von Ernst Züst, Museum Wolfhalden (siehe auch: Ernst Züst: Geschichte der Gemeinde Kurzenberg. Heiden, Wolfhalden und Lutzenberg 1991) und Rosmarie Nüesch, Grubenmann-Museum / Zeughaus Teufen. Textüberarbeitung: Isabelle Chappuis

→ Bilder: Wehrli A.G., Kilchberg-Zürich und Zeughaus Teufen

KULTURGÜTERSCHUTZ – KONTINUITÄT UND NEUAUSRICHTUNG

AM 1. JANUAR 2015 ERHÄLT DIE SCHWEIZ MIT DEM BUNDESGESETZ ÜBER DEN SCHUTZ DER KULTURGÜTER BEI BEWAFFNETEN KONFLIKTEN, BEI KATASTROPHEN UND IN NOTLAGEN EINE NEUE RECHTSGRUNDLAGE. ORIENTIERTEN SICH DIE BISHER GETROFFENEN MASSNAHMEN IN ERSTER LINIE AN BEWAFFNETEN KONFLIKTEN, SO WIRD NEU DER KULTURGÜTERSCHUTZ (KGS) AUCH AUF KATASTROPHEN UND NOTLAGEN AUSGERICHTET.

Wer bewegliches oder bauliches Kulturgut schützen will, muss wissen, wie Kulturgüter definiert sind und wo sich diese befinden. Das vom Bundesrat verabschiedete Verzeichnis der Objekte von nationaler Bedeutung ist sowohl als gedruckte Publikation als auch als Webinformation allgemein zugänglich (vgl. www.bevoelkerungsschutz.admin.ch). Bezogen auf Appenzell Ausserrhoden sind darin sechs Museums-, Archiv- und Bibliothekssammlungen und 35 Einzelbauten aufgelistet. Dazu gehören drei Kirchen, neun ehemalige Kaufmanns- bzw. Fabrikantenhäuser, sechs Brücken und das Zeughaus Ebnet in Herisau.

«Diese detailgetreuen Bauaufnahmen und Fassadenkartierungen sind nicht bloss zur allfälligen Rekonstruktion zerstörter Gebäude dienlich, sondern leisteten auch bei Restaurierungen wiederholt wertvolle Dienste.»

Die von der Eidgenossenschaft betreute GIS-Plattform (http://map.geo.admin.ch) öffnet schweizweit den Zugang zu allen Kulturgütern von nationaler und regionaler Bedeutung. So können die einzelnen Objekte schnell lokalisiert werden; zudem erstreckt sich dasselbe Angebot auch auf alle anderen Bundesinventare. Wer beispielsweise Näheres wissen möchte über die in der Gemeinde Lutzenberg bezeichneten Kulturgüter, gewinnt so schnell den Überblick.

BAUPLÄNE UND FOTOGRAMMETRIE

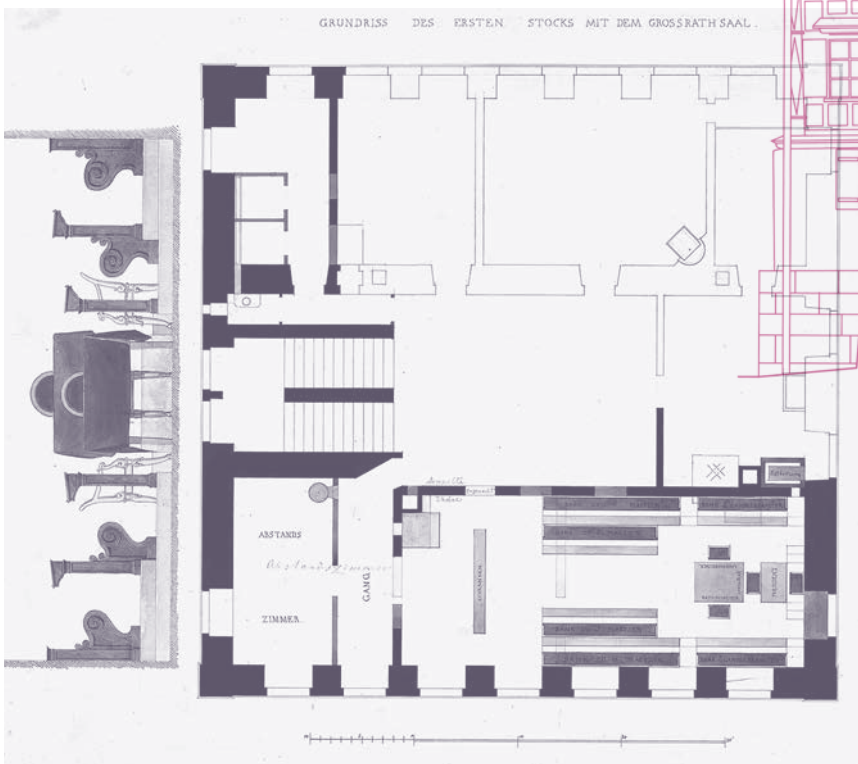
Im Zeitraum 1985 bis 2005 konnten kantonsweit für etliche das Ortsbild prägende Gebäude Plan- und Fotodokumentationen erstellt werden. Diese detailgetreuen Bauaufnahmen und Fassadenkartierungen sind nicht bloss zur allfälligen Rekonstruktion zerstörter Gebäude dienlich, sondern leisteten auch bei Restaurierungen wiederholt wertvolle Dienste. In Verbindung mit weiteren Dokumenten aus Forschungsprojekten und Archivbeständen lassen sich von Fall zu Fall neue baugeschichtliche Erkenntnisse gewinnen. Die teilweise auch als Digitalisate verfügbaren Bau- und Fotogrammetriepläne werden im Staatsarchiv aufbewahrt.

MIKROVERFILMUNG UND DIGITALISIERUNG

Seit 1975 werden in Gemeindearchiven, in der Kantonsbibliothek und im Staatsarchiv aufbewahrte Schriftstücke und Dokument-

Oben: Fotogrammetrischer Fassadenplan, Schwellbrunn, Bürgerhaus Assek.-Nr. 54, Aufnahme 1991.

Unten: Plan zum Grossratsaal im Rathaus Trogen Assek.-Nr. 2, Aufnahme: W. Kubly 1841.



«Heute sind bereits alle seit 1722 erschienenen Appenzeller Kalender und die bis 1876 entstandenen Ausserrhoder Kirchenbücher im Internet zugänglich.»

serien sukzessive gesichert. Als Datenträger dienen Mikrofilme, die bei korrekter Lagerung eine sehr lange Lebensdauer aufweisen und ohne IT-Tools lesbar sind. Auf diese Weise wurden beispielsweise von der Appenzeller Zeitung 1828 bis 1998, von allen zivilstandsamtlichen Familienregistern 1830 bis 2003 sowie historischen Kaufprotokollen Reproduktionen erstellt. Seit 2005 werden die Quellen zunächst digitalisiert und die Daten in einem zweiten Schritt auf Mikrofilm ausbelichtet. Heute sind bereits alle seit 1722 erschienenen Appenzeller Kalender (Kantonsbibliothek) und die bis 1876 entstandenen Ausserrhoder Kirchenbücher (Staatsarchiv) im Internet zugänglich.

SCHUTZRÄUME

In den letzten 25 Jahren konnten in mehreren Gemeinden zweckmässige Kulturgüterschutzräume geschaffen werden. Derzeit bestehen in Stein, Hundwil, Gais, Trogen, Wolfhalden und Heiden solche Einrichtungen für die Aufbewahrung von Archivgut, Kunstsammlungen und Museumsobjekten. Das jüngste Beispiel ist der durch Umnutzung der atomsicheren ASUAR-Anlage realisierte unterirdische Magazinraum des Staatsarchivs. Dort werden alle KGS-Dokumentationen in klimatisierten Zonen gelagert und verfügbar gehalten.

VERBUNDAUFGABE

In Appenzell Ausserrhoden basiert der Kulturgüterschutz auf dem Zivilschutzgesetz, dem Kulturförderungsgesetz und dem Archivgesetz. Umgesetzt wird er durch das kantonale Amt für Militär und Bevölkerungsschutz in Zusammenarbeit mit der Fachstelle Denkmalpflege, dem Hochbauamt und dem Staatsarchiv. Der Bund wiederum leistet Beiträge an Sicherstellungsmassnahmen und Kulturgüterschutzräume, stellt Informationsmaterial zur Verfügung und beteiligt sich an der Ausbildung von Fachpersonal.

→ Text: Peter Witschi, Staatsarchivar
→ Bilder: Staatsarchiv Appenzell Ausserrhoden

Appenzell Ausserrhoden
Amt für Kultur
Departement Inneres und Kultur
Schützenstrasse 1
9102 Herisau
www.ar.ch/kulturfoerderung

HERAUSGEBER / BEZUGSQUELLE
Amt für Kultur

REDAKTION
Ursula Badrutt (ubs), Margrit Bürer (bü)

REDAKTIONELLE MITARBEIT
Kristin Schmidt (ks), Agathe Nisple (an),
Hanspeter Spörri (sri), Fredi Altherr

GESTALTUNG
Büro Sequenz, St. Gallen
Anna Furrer, Sascha Tittmann

BILDER
Umschlag aussen und Seiten 16/25: Theres Senn
Umschlag innen und Seiten 15/26: Martin Benz

KORREKTORAT
Sandra Meier

DRUCK
Druckerei Lutz AG, Speicher

PAPIER
Tatami White, Lessebo Natural, Z-Pharma
Fischer Papier AG, St. Gallen

2500 Exemplare,
erscheint dreimal jährlich, 7. Jahrgang
© 2014 Kanton Appenzell Ausserrhoden
Die Rechte der Fotografien liegen, wo
nicht anders vermerkt, bei den Künstlerinnen
und Künstlern.

Appenzell Ausserrhoden

Kodak EDUPE 0232
Kodak EDUPE 0232